

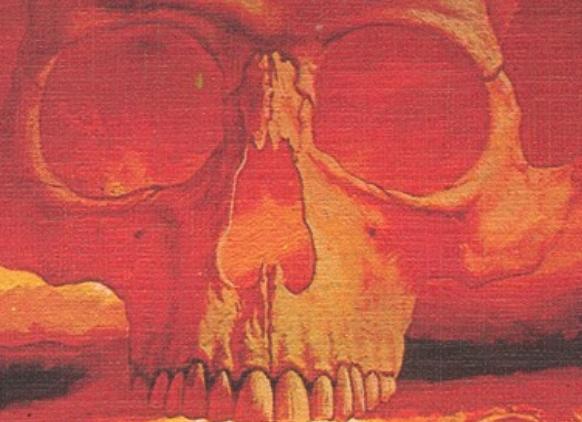
TERRA

SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

FRANK
HERBERT

DER KAMPF DER INSEKTEN

Der unheimliche Krieg gegen die Natur



Ein Roman
vom Gewinner
des HUGO- und des
NEBULA-Preises,
der beiden höchsten
internationalen
SF-Auszeichnungen

Der unheimliche Krieg gegen die Natur

Die Welt ist übervölkert. Die letzte Hoffnung liegt in der Urbarmachung menschenfeindlicher Dschungel. Die Regierungen arbeiten an Programmen zur systematischen Ausrottung der Insekten, die diese Gebiete unbewohnbar machen. Mit Insektiziden, Vibrationsfallen und Schaumbomben kämpfen Männer wie Joao Martinho und seine Gefährten in den Urwäldern und Savannen des Mato Grosso, um das Land insektenfrei zu machen.

Aber trotz der undurchdringlichen Vibrationsbarrieren werden die gesäuberten Gebiete von den Insekten zurückerobert. Und seltsame Gerüchte dringen aus dem Dschungel – über Insekten, die zu unglaublichen Größen mutieren, Geschöpfe mit starren, glitzernden Facettenaugen.

DM 2,80Österreich S 21,-
Schweiz sfr 3,60Italien Lire 800
Belg./Lux. frs 45,-
Frankreich FF 5,50
Spanien Ptas 80,-
Holland hfl 3,75

FRANK HERBERT

DER KAMPF
DER INSEKTEN

(THE GREEN BRAIN)

ERICH PABEL VERLAG KG • RASTATT/BADEN

Titel des Originals:
THE GREEN BRAIN
Aus dem Amerikanischen von Walter Brumm

TERRA-Taschenbuch Nr. 225
TERRA-Taschenbuch erscheint 14täglich im
Erich Pabel Verlag KG, 7SS0 Rastatt Pabelhaus
Copyright © 1966 by Frank Herbert
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Zettler, Schwabmünchen
Einzelpreis: 2,80 DM (incl. 5,5% MWST)
Verantwortlich für die Herausgabe in Österreich:
Waldbaur Vertrieb, A-5020 Salzburg,
Franz-Josef-Straße 21
Printed in Germany November 1973
Scan by Brrazo 11/2007

1.

Er sah wie ein Sertanejo aus, einer jener armseligen Guarani-Mestizen aus dem Busch, die verstreut im weiten Hinterland des Sertao in Lehmhütten hausten und als Landarbeiter Frondienste für reiche Fazendeiros leisteten oder ihre Stückchen selbstgerodeten Landes bestellten.

Die Tarnung war so gut wie vollkommen, außer wenn er sich beim Durchwandern einer der vielen sumpfigen Dschungelniederungen vergaß; dann neigte seine Haut dazu, sich in ein stumpfes Grün zu verfärbten, und er verschmolz mit dem Hintergrund von Laub und Ranken, bis er in seinem schmutzigen grauen Hemd, der zerfetzten Hose, dem ausgefransten Strohhut und den aus einem alten Autoreifen geschnittenen Sandalen ein gespenstisch entkörperliches Aussehen annahm.

Solche Versehen wurden seltener, je weiter er die trägen, lehmabraunen Wasser des oberen Parani hinter sich ließ. Als er in das von den Bandeirantes beherrschte Gebiet kam, hatte er diesen Chamäleoneneffekt fast ganz unter Kontrolle.

Nun hatte er den unwegsamen Sertao verlassen und wanderte einen staubigen braunen Feldweg entlang, der die parzellierten Bauernanwesen des Bevölkerungsplans mit der nächsten Stadt verband. Er wußte, daß dort einer der Kontrollpunkte der Bandeirantes war, und mit einer beinahe menschlichen Ges-

te befiingerte er den Personalausweis unter seinem Hemd. Hin und wieder, wenn keine Menschen in der Nähe waren, übte er laut den Namen, der für ihn ausgewählt worden war – Antonio Raposo Tavares.

Die Worte kamen ein wenig knarrend und rauh heraus, aber er wußte, daß seine Stimme ihn nicht verraten würde. Seine schwarzsträhnige Ponyfrisur und die glitzernden dunklen Augen wiesen ihn deutlich genug als einen Indio aus, und die Guarani sprechenden Indios von Goias waren für ihren Akzent und die fremdartige Modulation bekannt. Die Bauern, bei denen er am vergangenen Abend untergekommen war, hatten es gesagt.

Als ihre Fragen über sein Woher und Wohin lästig geworden waren, hatte er sich auf ihre Türschwelle gekauert und seine Flöte gespielt, die er in einem um seine Schultern geschlungenen Lederbeutel mit sich trug. Die Geste war ein Symbol. Wenn ein Guarani die Flöte an seinen Mund setzte und zu spielen begann, bedeutet es, daß genug Worte gewechselt waren.

Die Cabocios hatten die Achseln gezuckt und ihn in Ruhe gelassen.

Seine Wanderung, die schwierige und sorgfältig gemeisterte Bewegung der Beine, hatte ihn jetzt in eine Gegend gebracht, wo viele Menschen lebten. Voraus konnte er rotbraune Ziegeldächer sehen, und etwas zur Linken waren die weißen Schuppen und der mit Wellblech verkleidete Turm der Bandeirantes, wo ihre Flugzeuge landeten und starteten. Der

Anblick hatte etwas, das an einen Bienenkorb gemahnte.

Er fühlte eine momentane Aufwallung von Instinkten, die er meistern mußte. Diese Instinkte konnten ihn bei der bevorstehenden Prüfung verraten. Er trat an den Rand der Landstraße, ließ die Menschen vorbeigehen und konzentrierte sich auf die Übung, die seine geistige Identität vereinte. Der resultierende Gedanke drang zu den kleinsten und entlegensten Einheiten seiner Person durch: Wir dienen dem größeren Ganzen.

Er setzte seinen Weg zum Bandeirante-Kontrollpunkt fort. Der vereinigende Gedanke verlieh ihm ein unterwürfiges Aussehen, das wie ein Schild gegen die Blicke der Menschen war, die überall um ihn her redeten, lachten, fluchten und feilschten. Die trostlosen Blech- und Bretterhütten einer Favela säumten die Straße, und die Luft roch nach Fäulnis und menschlichen Exkrementen. Niemand beachtete ihn. Seine Art kannte viele menschliche Verhaltensweisen und wußte, daß Ärmlichkeit und Unterwürfigkeit eine Form von Tarnung waren.

Die staubige, unrathbesäte Lehmpiste wurde zu einer gepflasterten Marktstraße mit niedrigen, farbig getünchten Steinhäusern, offenen Verkaufsständen und quirlendem Leben. Nach ungefähr fünfhundert Metern mündete diese abrupt in die betonierte Schneise einer mehrspurigen Fernstraße, die von links herankam und ins Stadtinnere führte. Hier verkehrten zahlreiche Fahrzeuge, und die Fußgänger

wurden auf schmale Gehsteige zu beiden Seiten abgedrängt.

Bisher hatte man ihn kaum beachtet. Die gelegentlichen spöttischen Seitenblicke der Stadtbewohner, die dem hinterwäldlerischen Indio galten, konnten getrost ignoriert werden. Er achtete auf forschende, mißtrauische Blicke, die Gefahr signalisieren konnten, sah aber keine.

Unterwürfigkeit schützte ihn.

Die Sonne war ihrem Zenit nicht mehr fern, und die Tageshitze lag drückend auf der Stadt. Von den Straßen, den verkommenen Häusern und kotigen Hinterhöfen stieg ein muffiger, feuchtheißer Gestank auf und vermischt sich mit den Körpergerüchen der schwitzenden Menschen, die sich auf dem schmalen Gehsteig drängten, mit den süßlichen, erstickenden Abgasen der Fahrzeugkolonnen. Alles dies, besonders aber der saure Schweißgestank ungewaschener Menschenleiber, erweckte in ihm eine Sehnsucht nach den reinen und vertrauten Düften der Natur. Und noch etwas war hier im dichtbesiedelten Tiefland, etwas, das von den vielfältigen Gerüchen überdeckt wurde, aber immer wahrnehmbar blieb und ihn mit einem unhörbaren Summen von Unbehagen erfüllte. Hier waren größere und größere Konzentrationen chemischer Insektengifte.

Menschen waren überall um ihn, nahe und drängend, und ihre Bewegung wurde langsamer und langsamer, als sie sich dem Engpaß des Kontrollpunkts näherten.

Dann hörte die Vorwärtsbewegung auf.

Die Menschenchlange stand, schlurfte einen Schritt vorwärts, stand, schob sich ein Stückchen weiter, stand ...

Hier war die entscheidende Probe, und sie war unvermeidbar. Er wartete mit der stoischen Geduld des Indianers. Ein Schritt vor und Stillstand. Ein Schritt vor und Stillstand.

Die Sonne brannte.

Nun konnte er den Kontrollpunkt sehen.

Wohlgenehrte Bandeirantes in weißen Schutzanzügen, mit Plastikhelmen, Handschuhen und Stiefeln standen auf beiden Seiten eines schattigen, überdachten Ziegelkorridors. Er konnte das grelle Sonnenlicht auf der Straße hinter dem Korridor sehen, Leute, die den Spießrutenlauf hinter sich gebracht hatten und davoneilten.

Der Anblick dieser freien Fläche jenseits der Kontrollstation erfüllte ihn mit quälender Sehnsucht, aber er unterdrückte die instinktive Regung. Keine Ablenkung war hier erlaubt. Jeder Teil von ihm mußte wachsam sein, um die Schmerzen zu ertragen.

Ein Schritt vor und – er war in den Händen des ersten Bandeirante, eines vierschrötigen, blonden Kerls mit rosa Haut und blauen Augen. Der Mann warf einen Blick auf seinen Ausweis, einen zweiten in sein Gesicht.

»Name?«

»Antonio Raposo Tavares«, krächzte er.

»Distrikt?«

»Araguaia, Goias.«

»Gebt diesem hier eine Extrabehandlung«, rief der blonde Kerl. »Der ist bestimmt aus dem Landesinfernern.«

Eine behandschuhte Faust stieß ihn grob weiter, und er sah sich zwei Bandeirantes gegenüber. Der eine drückte ihm ohne Umschweife eine Atemmaske vors Gesicht, der andere stülpte einen Plastiksack über ihn. Von dem Sack führte eine Schlauchleitung zu irgendeiner unsichtbaren Maschinerie hinter einer halboffenen Tür.

»Doppelladung!« rief einer der Bandeirantes.

Rauchiges blaues Gas schoß in den Plastiksack um ihn, blies ihn auf. Er tat einen keuchenden Atemzug durch die Maske, erstaunt über dieses plötzliche Verlangen nach giftfreier Luft.

Agonie!

Das Gas durchdrang jede der vielfachen Verbindungen seiner Körperstruktur mit stechendem, lähmendem Schmerz. Wir dürfen nicht schwach werden, dachte er. Wir müssen durchhalten.

Aber es war ein tödlicher Schmerz. Mörderisch. Bindeglieder begannen schwach zu werden.

»Fertig!« rief eine Stimme. Der Sack wurde weggezogen, die Atemmaske abgenommen. Hände stießen ihn weiter durch den Korridor, dem Sonnenlicht entgegen.

»Los, Bewegung, Bugre! Du hältst den Betrieb auf!«

Der Gestank des Giftgases hüllte ihn ein, steckte

in seinen zerlumpten Kleidern. Es war ein neues Gas, ein Auflöser. Sie hatten ihn nicht auf dieses Gift vorbereitet. Er hatte mit den alten Insektiziden gerechnet, mit Strahlen und Ultraschall ... aber nicht mit diesem.

Sonnenhitze schlug auf ihn herab, als er aus dem Korridor kam. Er bog nach links und erreichte eine schmale Seitengasse mit Verkaufsständen und Händlern, die fett und wachsam hinter ihren Waren standen oder mit Kunden feilschten. Er schlurfte weiter, so schnell er es riskieren konnte, ohne Mißtrauen zu erwecken, wich den Käufern und den herumstehenden Müßiggängern aus.

»Avocados? Frische Orangen, Seo?«

Eine fettige olivgelbe Hand streckte zwei Orangen vor sein Gesicht.

Er wich der Hand aus, aber der Duft der Orangen war nahe daran, ihn zu überwältigen. Dann hatte er die fliegenden Händler hinter sich. Am Ende der Gasse bog er nach rechts, sah weit voraus das lockende Grün und beschleunigte seine Schritte, versuchte auszurechnen, wieviel Zeit ihm noch bliebe. Er wußte, daß es knapp ausgehen würde. Das Gift haftete in seinen Kleidern, aber reine Luft sickerte durch das Gewebe – und der Gedanke an den möglichen Sieg war wie ein Gegenmittel.

Wir können es noch scharfen!

Die grüne Kulisse rückte näher und näher – Bäume, Büsche und Farne an einem Flußufer. Er hörte das Wasser gurgeln, roch nasse Erde. Es gab eine

schmale Brücke, auf der sich Fußgänger und Radfahrer drängten, die von einem Teil der Stadt in den anderen wollten.

Es gab keine andere Wahl – er reihte sich in den Fußgängerstrom ein, ängstlich bemüht, körperlichen Kontakt zu vermeiden. Seine Bein- und Rückenverbindungen begannen sich zu lösen, und er wußte, daß ein unvorsichtiger Stoß, eine zufällige Kollision ganze Segmente ins Rutschen bringen konnte.

Er kam glücklich über die Brücke auf die andere Seite und sah einen ausgetretenen Fußpfad zum Flußufer hinabführen. Er wandte sich nach rechts und stolperte gegen einen von zwei Männern, die in einem Netz ein Schwein zwischen sich trugen. Ein Teil der Hautnachahmung an seinem rechten Oberschenkel löste sich ab. Er konnte fühlen, wie das Stück in seinem Hosenbein abwärts zu gleiten begann.

Der Mann, mit dem er zusammengestoßen war, geriet aus dem Gleichgewicht und ließ das Schwein beinahe fallen.

»Paß auf, Dummkopf!« schrie er ihn an.

Der andere warf ihm einen finsternen Blick zu und sagte: »Ein verdammter Bugre. Und wahrscheinlich besoffen.«

Das Schwein zappelte und quiekte heftig, und die zwei waren momentan abgelenkt. Er nützte die Gelegenheit, schlüpfte an ihnen vorbei auf den Pfad und trottete zum Wasser hinunter. Einer der Schweineträger hinter ihm sagte: »Der war nicht besoffen, Treci-ziano. Seine Haut war heiß und trocken; vielleicht

war er krank.«

Er hörte die Worte und verstand, versuchte schneller zu gehen. Das abgelöste Segment von Hautnachahmung war sein Bein hinuntergerutscht. Schulter- und Rückenmuskeln lösten sich ab und behinderten seine Bewegungen.

Der Pfad machte einen Bogen um eine Böschung aus dunkelbrauner, feuchter Erde und führte durch einen Tunnel aus Farnen und Büschen steil abwärts. Die Männer mit dem Schwein konnten ihn nicht mehr sehen. Er packte sein Hosenbein, um das Stück Beinoberfläche festzuhalten, und eilte durch den grünen Tunnel, so schnell er konnte.

Als der Tunnel endete, fiel sein Blick auf eine mutierte Biene. Sie war tot. Wahrscheinlich hatte sie die Ultraschallbarriere durchflogen. Sie war vom Schmetterlingstyp, mit schimmernden gelben und orangefarbenen Flügeln. Sie lag auf einem breiten grünen Blatt, mitten in einem Flecken von Sonnenlicht.

Er trottete vorbei, nachdem er sich Form und Farbe der Biene eingeprägt hatte. Seinesgleichen hatten die Bienen als eine mögliche Methode angesehen, aber es gab schwerwiegende Nachteile. Eine Biene konnte nicht mit Menschen argumentieren. Und die Menschen mußten bald auf die Stimme der Vernunft hören, oder alles Leben würde enden.

Er hörte die Geräusche von Schritten auf dem Pfad hinter ihm. Schwere Tritte eines rennenden Menschen, die den Boden erschütterten.

Verfolger?

Warum sollten sie mich verfolgen? Bin ich entdeckt worden?

Ein Gefühl wie von Panik durchlief ihn. Aber er konnte nicht mehr schnell gehen, und bald würde er nur noch kriechend vorankommen. Seine Blicke suchten das Dickicht der Büsche und Farne ab, entdeckten eine schmale Lücke zu seiner Linken. Kleine menschliche Fußspuren führten dort hinein – Kinder. Er drängte sich durch die Farnwedel und Zweige, fand sich auf einem niedrigen und schmalen Pfad unter überhängenden Büschchen, der nahe am Wasser entlang führte. Zwei Spielzeugautos aus zerbrochenem roten und blauen Plastik lagen verlassen auf dem Pfad. Eine steile Böschung aus dunkler Erde, bewachsen mit Kletterpflanzen, schob sich nahe ans Wasser heran, wich nach zehn oder fünfzehn Schritten plötzlich zurück. Der Pfad folgte ihr mit einem scharfen Knick und endete am Eingang einer kleinen Erdhöhle, deren Dach vom Wurzelwerk zweier mächtiger Lobeirabäume gehalten wurde. Im grünen Dämmerlicht vor der Höhlenöffnung lag mehr Spielzeug.

Er kniete nieder, kroch über das Spielzeug in die gesegnete Dunkelheit, lag dort und wartete.

Die Schritte waren nicht mehr zu hören, aber nach einer Weile rief eine Stimme: »Er wollte zum Fluß. Ob er hineingesprungen ist?«

»Was weiß ich? Aber er war bestimmt krank.«

»Komm mit. Bleiben wir auf dem Weg. Er muß

irgendwo weiter unten sein.«

Die Stimmen entfernten sich, wurden undeutlich und verloren sich im Glucksen und Rauschen des Wassers.

Die Männer hatten sein Versteck nicht gefunden. Aber warum waren sie ihm nachgegangen? Er hatte diesen Mann nicht verletzt. Sicherlich hatten sie keinen Verdacht geschöpft.

Langsam bereitete er sich auf das vor, was getan werden mußte, brachte seine spezialisierten Teile ins Spiel und begann sich in die Erde des Höhlenbodens zu graben. Tiefer und tiefer grub er, stieß die lockere Erde hinter sich zum Höhleneingang, damit es aussähe, als ob ein Teil der Höhle eingestürzt wäre.

So wühlte er sich sechs Meter ins Erdinnere, bevor er aufhörte. Sein Energievorrat reichte gerade noch für das nächste Stadium. Er drehte sich auf den Rücken, stieß die toten Teile von Beinen und Rücken ab, so daß die Königin und ihre Traube von Bewachern der bloßen Erde unter seinem chitinähnlichen Rückgrat ausgesetzt war. Körperöffnungen an seinen Hüften entließen den Konkonschaum, eine weiche grünliche Masse, die sich bald zu einer schützenden Schale verhärteten würde.

Dies war der Sieg; die wesentlichen Teile hatten überlebt.

Jetzt war nur noch Zeit wichtig – einige zwanzig Tage, um neue Energie zu sammeln, die Metamorphose durchzumachen und sich zu verbreiten. Nicht lange, und es würde Hunderte von ihm geben, jeder

mit seiner sorgfältig nachgeahmten Kleidung und seinen Ausweispapieren, jeder mit seinem menschlichen Aussehen.

Es gab noch andere Kontrollpunkte und Barrieren, die zu überwinden waren; aber sie waren weniger schwierig.

Diese menschliche Kopie hatte sich als eine gute erwiesen. Die höchste Integration seiner Art hatte gut gewählt. Das Studium der vereinzelten Gefangenen, die sie im Sertao gemacht hatten, war lohnend gewesen; sie hatten viel daraus gelernt. Leider war es sehr schwierig, die menschliche Kreatur zu verstehen. Selbst wenn man ihnen eine begrenzte Freiheit gewährte, war es beinahe unmöglich, vernünftig mit ihnen zu reden. Ihre höchste Integration – wenn es eine solche gab – wich allen Versuchen zur Kontakt- aufnahme aus.

Und immer blieb die primäre Frage: Wie konnte irgendeine höchste Integration das Verhängnis, das diesen ganzen Planeten zu überwältigen drohte, geschehen lassen?

Schwierige Menschen. Man würde ihnen ihre Abhängigkeit von diesem Planeten beweisen müssen ... auf eine dramatische Weise, vielleicht.

Die Königin regte sich, angestachelt von ihren Wächtern. Vereinigende Kommunikation ging hinaus zu allen Körperteilen, suchte die Überlebenden, schätzte die Kräfte ein. Diesmal hatten sie viel darüber gelernt, wie man der Aufmerksamkeit von Menschen entgehen konnte. Alle die folgenden Kolonie-

Trauben würden dieses Wissen teilen. Und wenigstens eine von ihnen würde in Menschengestalt zu der Stadt am großen Wasser durchkommen, wo der Tod für alle seinen Ursprung zu haben schien.

Eine von ihnen mußte durchkommen.

2.

Pastellfarbener Rauch zog langsam durch die Luft des Nachtkabaretts aufwärts zur zentralen Entlüftung. Jeder Tisch hatte eine Räucherkerze, deren Rauchfärbung sich von allen anderen unterschied und wie ein Erkennungssignal wirkte – hier ein blas- ses Lila, dort ein zartes Rosa, dort ein helles Gelb, ein Blau, ein Violett. Die feinen Schleier vermischten sich zu regenbogenähnlichen, flüchtigen Gebilden, wallten unmerklich höher und gerieten in den Sog der Entlüftung, während sie sich über den Tischen ständig erneuerten. Es war kurz nach einundzwanzig Uhr, und das Kabarett A’Chigua, Bahias renommiertestes Nachtlokal, hatte eben mit seinem Unterhaltungsprogramm begonnen. Die unvermeidliche brasiliianische Kapelle mit ihren einheimischen Tomtoms und den übrigen schabenden und rasselnden Rhythmusinstrumenten gab einer Truppe von ausgesucht schönen Tänzerinnen in Ameisenkostümen den Takt an. Ihre Fühler und Kieferzangen wedelten durch den feinen Rauch.

Die Gäste saßen auf niedrigen Polsterbänken und Sesseln an kleinen Tischen und schlürften exotische

Cocktails, die nach der letzten Mode in allen möglichen giftigen Farben schillerten. Die Frauen waren wie ein Gesprengel tropischer Blumen neben den Männern in ihren dunklen Anzügen, aber hier und dort waren auch die weißen Ausgehuniformen von Bandeirantes zu sehen. Dies war die grüne, die insektenfreie Zone, wo Bandeirantes sich nach ihrem Dienst an den Grenzen oder in der roten Zone des Dschungels erholen und entspannen konnten. Gespräche und Fachsimpeleien in einem halben Dutzend Sprachen schwirrten durch den Raum.

»... also spritzte ich eine Schaumdecke, und wir gingen hinein und räumten das ganze Nest aus – mutierte Ameisen, wie sie sie schon im Piratininga gefunden hatten. Müssten zehn- oder zwanzigtausend von ihnen gewesen sein.«

Dr. Rhin Kelly hatte dem Durcheinander der Stimmen seit einer Viertelstunde gelauscht, und ihre Aufmerksamkeit war mehr und mehr von einer unterschwellige Spannung erregt worden, die in diesem Raum zu herrschen schien. Aber sie konnte nicht den Finger darauf legen; es war sogar möglich, daß die Atmosphäre dieses Kabaretts und ihr eigener, nicht allzu stabiler Gemütszustand zusammenwirkten, um ihr eine solche Spannung vorzugaukeln.

»Die neuen Gifte wirken – ja.« Das war ein Bandeirante am Tisch hinter ihr, der das Problem von überlebenden, resistent gewordenen Insektenpopulationen beantwortete. »Aber das letzte Aufwischen wird harte Handarbeit bringen, genau wie in China.

Dort mußten sie hingehen und die letzten Insekten mit der Fliegenklatsche erledigen.«

Rhin merkte, wie ihr Begleiter sich bewegte, und sie dachte: Er hat es gehört. Sie wandte ihren Blick vom bernsteinfarbenen Rauchgekräusel über ihrem Tisch und sah mit einem Anflug von Zärtlichkeit in seine Mandalaugen. Er lächelte, und sie dachte, wie sie es schon oft getan hatte, was für eine außerordentliche Persönlichkeit dieser Dr. Chen Lu sei. Er war groß und hatte das kraftvolle, kantige Gesicht des Nordchinesen. Sein kurzgeschnittenes Haar war voll und von einem reinen Blauschwarz, obwohl er die Sechzig erreicht hatte. Er beugte sich zu ihr und sagte mit halblauter Stimme: »Wohin man auch geht, man kommt nicht davon weg, eh?«

Sie schüttelte ihren Kopf und fragte sich zum vielleicht zehntenmal, warum der hochgestellte Dr. Chen Lu, Abteilungsdirektor der UNO-eigenen Internationalen Behörde für Ökologie, sie an ihrem ersten Abend in Bahia ausgerechnet in dieses Lokal geführt hatte. Dagegen wußte sie ziemlich genau, warum er sie als Beobachterin angefordert hatte. Sie war Entomologin im Dienst der IBÖ und sollte gewissen Gerüchten über abnorme Insektenmutationen als Folge der Schädlingsbekämpfung nachgehen. Dazu würde es nötig sein, möglichst engen Kontakt mit einem leitenden Mann der Bandeirantes herzustellen, jener Spezialtruppe der brasilianischen Regierung, die den undankbaren Auftrag hatte, das riesige Landesinnere insektenfrei zu machen und so für die Be-

siedlung durch eine explosionsartig wachsende Bevölkerung vorzubereiten. Wahrscheinlich würde es darauf hinauslaufen, diesen leitenden Mann zu umgarnen und sein Vertrauen zu gewinnen, denn offiziell leugnete die brasilianische Regierung, daß ihre mit gewaltigem Aufwand geführte Vernichtungskampagne unliebsame Nebenerscheinungen gezeitigt habe oder gar gescheitert sei. Soviel hatte sie während der ersten Lagebesprechung von Chen Lu erfahren. Aber den Namen des Mannes, den er als geeignete Kontaktperson ausersehen hatte, mußte er ihr noch nennen.

»Es heißt, daß verschiedene Pflanzen am Aussterben sind, weil es keine Insekten mehr gibt, die sie bestäuben.« Das war eine Frau an dem Tisch hinter ihr, und Rhin wunderte sich über soviel Freimut in einem Land, dessen Regierung die Insektenvernichtung zu einer Art von nationalem Kreuzzug stilisiert hatte.

Der Bandeirante direkt hinter ihr sagte: »Sei still, Chica. Du redest wie diese Frau, die sie letzte Woche in Itabuna verhaftet haben.«

»Was für eine Frau?«

»Sie verteilte Literatur über Umweltschutz. ›Der stumme Frühling‹ von Rachel Carson und solches Zeug, und das in einer Stadt gleich hinter der Barriere. Die Polizei schnappte sie, bevor sie zwanzig Exemplare losgeworden war. Das meiste von dem verteilten Material wurde sichergestellt, aber du weißt, welchen schädlichen Einfluß dieses Zeug auf die

Leute hat.«

Am Eingang des Lokals entstand Unruhe, als eine Gruppe von Männern hereindrängte. Einer der Bandeirantes rief: »Hola, Joao! Du Glückspilz, Joao! Was bringt dich hierher?«

Rhin wandte ihren Kopf mit den übrigen Gästen, aber sie bemerkte, daß Chen Lu Gleichgültigkeit vor täuschte.

Sieben Bandeirantes waren hereingekommen und standen nahe bei der Tür, offenbar unschlüssig, wo sie sich niederlassen sollten. An ihrer Spitze war ein Mann mit den goldenen Schmetterlingsinsignien des Einsatzgruppenleiters an den Uniformaufschlägen. Rhin beobachtete ihn mit plötzlichem Mißtrauen. Er war mittelgroß und unersetzt, mit welligem schwarzem Haar. Seine Hautfarbe war ein dunkles Olivbraun, und er hatte ein schmales Patriziergesicht mit einer ausgeprägten Hakennase, das in einem seltsamen Kontrast zu seiner stämmigen, kraftvollen Gestalt stand. Rhin fand ihn zugleich hübsch und brutal, und Chen Lus gespielte Gleichgültigkeit schien zu bestätigen, daß dies der Mann sei, um dessentwillen sie hier waren.

Der Gedanke hatte zur Folge, daß sie sich mit einem sonderbaren Gemisch von Befriedigung und Unbehagen ihres eigenen Körpers bewußt wurde. Sie wußte, wie sie in diesem Raum voller dunkler, südländischer Frauen wirken mußte. Sie war eine rothaarige Irische mit graugrünen Augen und Sommersprossen auf Nase und Stirn, und ihre Haut war sehr weiß und emp-

findlich. In diesem Raum war sie der exotische Typ.

»Wer ist der Mann an der Tür?« fragte sie.

Ein kleines Lächeln ging über Chen Lus gemeißelte Züge. Er blickte zum Eingang.

»Welcher Mann, meine Liebe? Ich sehe sieben dort stehen.«

»Oh, Sie wissen sehr gut, welchen ich meine«, sagte sie und ärgerte sich, daß sie dabei errötete.

Die Mandelaugen betrachteten sie prüfend, blickten wieder zur Gruppe am Eingang. »Das ist Joao Martinho, der Sohn von Gabriel Martinho.«

»Joao Martinho?« sagte sie. »Ist das nicht der Mann, von dem Sie mir erzählt haben? Der das Piratininga-Gebiet gesäubert und eine Prämie dafür kaschiert hat?«

»Derselbe.«

»Wieviel?«

»Ah, die praktisch denkende Frau«, sagte er lächelnd.

»Wenn ich richtig unterrichtet bin, waren es fünf-hunderttausend Cruzeiros. Aber einen Teil davon mußte er seinen Leuten auszahlen.«

»Ich hörte den Namen Joao Martinho zum erstenmal an der Gerüchtebörsen der IBÖ«, sagte Rhin.

»Ah, die Gerüchtebörsen. Was wurde dort kolportiert?«

»Sein Name und der seines Vaters wurden erwähnt«, sagte sie ausweichend. »Es gibt seltsame Gerüchte.«

»Und Sie finden sie unheimlich?«

»Nein – nur seltsam.«

Er senkte seine Stimme. »Seltsam ist vielleicht nicht das richtige Wort für das, was hier vorzugehen scheint.«

»Ich hörte einige sehr abenteuerliche Geschichten«, murmelte sie. »Bandeirantes sollen geheime Laboratorien haben, wo sie illegale Experimente mit Mutationen machen, aus welchen Gründen auch immer.«

»Das halte ich für ausgemachten Unsinn«, sagte Chen Lu. »Sie werden bemerkt haben, Doktor Kelly, daß die meisten Meldungen über unbekannte Riesen-insekten, die uns auf Umwegen erreicht haben, von Bandeirantes stammen. Das verleitet einfältige Zeitgenossen zu der Vermutung, die Bandeirantes selbst seien die Urheber solcher Dinge. Mir scheint die ganze Sache eher mit dem brasilianischen Talent zu phantasievoller Übertreibung zusammenzuhängen.«

»Nun, die Bandeirantes sind draußen in der vordersten Linie, wo solche Dinge vorkommen könnten.«

»Sie, als Entomologin, glauben an solche Geschichten?«

Sie zuckte die Achseln.

»Logik«, sagte Chen Lu. »Der Gebrauch von haarsträubenden Gerüchten, um unter den unwissenden Cabocios abergläubische Furcht zu säen und sie so von den roten Zonen fernzuhalten. Das ist die einzige Logik, die ich sehen kann.«

»Sie wünschen also, daß ich diesen Bandeirante-Häuptling bearbeite«, sagte sie.

Er lächelte wieder. »Warum sind Sie so sicher, daß dieser Martinho Ihr Ziel ist? Wurde auch das an der Gerüchtebörse gehandelt?«

Sie schnaufte ärgerlich. Chen Lu wandte sich um und winkte einen Kellner heran, der sich zu ihm beugte. Nach einem Moment ging der Kellner zwischen den Tischen durch auf die Gruppe der Bandeirantes zu, die eben im Begriff war, sich in einer Ecke niederzulassen. Er sprach zu Joao Martinho.

Der Bandeirante blickte herüber. Chen Lu nickte leicht.

Mehrere Frauen hatten sich zu Martinhos Gruppe gesellt. Für Rhin, die mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut war, blieb unklar, ob sie Animierdamen oder Prostituierte waren. Das Augen-Make-up dieser Mädchen erweckte den Anschein, als blickten sie aus tief eingefallenen Höhlen, und gab ihren Augen etwas Starres, Vogelhaftes. Martinho kam herüber und verbeugte sich vor dem Chinesen. »Doktor Chen Lu, nicht wahr?« sagte er. »Ich fühle mich geehrt. Wie kann die IBÖ ihren Abteilungsdirektor für eine solche Tändelei entbehren?« Seine Armbewegung schloß den ganzen Raum mit ein.

»Ein wenig Entspannung«, sagte Chen Lu. »Eine Gelegenheit, ein neues Mitglied unseres Stabes in zwangloser Atmosphäre kennenzulernen.« Er stand auf und blickte auf Rhin herab. »Doktor Kelly, ich möchte Sie mit Senhor Joao Martinho bekannt machen. Senhor Martinho, dies ist Doktor Rhin Kelly aus Dublin, Entomologin und unsere neue Mitarbeiterin.«

Martinho verbeugte sich wieder. »Sehr erfreut.« Er starrte sie mit beunruhigender Aufmerksamkeit an, während er überlegte, welche besonderen Aufgaben diese Frau haben mochte. War sie Chen Lus Geliebte?

Er sagte: »Senhor, ich versteh es nicht. Wie kann man eine so schöne Frau Doktor nennen?«

Chen Lu lächelte dünn. »Vorsicht, Senhor Martinho. Doktor Kelly wird die Leitung unserer Felduntersuchungen übernehmen.«

»Dann wird sie uns draußen besuchen, hoffe ich.«

Rhin starre den Brasilianer kalt an, aber es war eine geheuchelte Kälte. Sie fand seine Direktheit aufregend und beängstigend. »Ich bin vor lateinamerikanischen Schmeicheleien gewarnt worden«, sagte sie. Ihre Stimme hatte einen kehlig vibrierenden Unterton angenommen, und Chen Lu mußte ein Lächeln unterdrücken.

»Wollen Sie sich nicht ein wenig zu uns setzen, Senhor Martinho?« fragte er.

»Sie ersparen mir die Mühe, mich Ihnen aufzudrängen«, sagte Martinho. Er ließ sich in einen freien Sessel sinken, und Rhin hatte Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten: aschgraue Strähnen im dunklen Haar, ein langes Gesicht, in dem Jugend und Alter eine kuriose Verbindung eingegangen waren, eine fingerbreite Narbe an der linken Wange. Er erinnerte sie an den Küster ihrer irischen Heimatgemeinde. Nun wandte er sich um und blickte zu seinen Leuten. Die Bandeirantes hatten Getränke auffahren lassen und schäkerten mit den Frauen. Nur einer war ste-

hengeblieben und blickte unschlüssig von seinen Gefährten zu Martinho und zurück.

»Ah, das ist Virho«, sagte Martinho. »Wir nennen ihn den Padrinho. Im Moment weiß er nicht, wen er beschützen soll, die Kollegen dort drüben, oder mich. Aber ich glaube, ich brauche ihn am meisten.« Er winkte Virho.

Der Kellner erschien und setzte ihm einen goldgelben Cocktail mit einem Trinkhalm aus rotem Glas vor. Martinho beachtete ihn nicht, starnte Rhin an.

»Sind die Iren bereit, sich unserer Kampagne anzuschließen?« fragte er.

»Welcher Kampagne?«

»Zur Ausrottung schädlicher Insekten.«

Sie blickte zu Chen Lu, dessen Gesicht keine Reaktion zeigte, zurück zu Martinho. »In Irland ist das Problem nicht so akut«, sagte sie ausweichend. »Nach den Erfahrungen, die in den Vereinigten Staaten nach einem Dreivierteljahrhundert chemischer Insektenbekämpfung gemacht worden sind, teilen die Iren die Zurückhaltung der meisten europäischen Staaten.«

Die Antwort schien ihn zu ärgern. »Aber – Ich meine, sicherlich sehen auch die Iren die Vorteile. Die Steigerung der Bodennutzung und der Ernterträge auf der ganzen Erde ist zu einer Überlebensfrage für die Menschheit geworden.«

»Das mag richtig sein«, sagte Rhin. »Leider ist es aber so, daß mit den schädlichen auch die nützlichen Insekten vernichtet werden. Das ökologische Gleichgewicht ...«

Sie brach ab, als ein weißgekleideter Bandeirante an den Tisch trat – Virho. Martinho sprang auf und verbeugte sich noch einmal. »Doktor Kelly, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen meiner besten Freunde aus der Bruderschaft der Bandeirantes vorstelle, Padrinho Virho.« Er legte dem anderen eine Hand auf die Schulter und sagte: »Diese liebliche Fee, mein alter Padrinho, ist Leiterin für Felduntersuchungen bei der IBÖ.«

Virho nickte kurz und setzte sich steif auf die Kante der Polsterbank neben Chen Lu. »Sehr erfreut«, murmelte er.

»Meine Freunde sind schüchtern«, sagte Martinho, als er sich wieder in seinen Sessel sinken ließ. »Sie sind lieber draußen und töten Ameisen.«

»Senhor Martinho, ich hoffe, Ihr Vater befindet sich wohllauf«, sagte Chen Lu.

Martinho antwortete, ohne seine Augen von Rhin abzuwenden. »Die Angelegenheiten des Mato Grosso sorgen dafür, daß er nicht zur Ruhe kommt.« Nach einer Pause sagte er: »Sie haben schöne Augen.«

Wieder fühlte sie sich von seiner Direktheit verwirrt. Sie hob sein Glas mit der goldgelben Flüssigkeit und sagte: »Was ist dies?«

»Ah, das ist Pinga mit Zitrone. Pinga ist der brasilianische Zuckerrohrschnaps. Nehmen Sie ihn für sich selbst. In Ihren Augen sind kleine Lichtpunkte, die zum Gold des Cocktails passen.«

»Danke, ich bleibe lieber bei meinem.« Sie stellte das Glas irritiert zurück, nur um zu bemerken, daß

Virho ihr Haar anstarre.

»Hat es wirklich diese Farbe?« fragte er.

Martinho lachte beinahe zärtlich. »Ah, Padrinho«, sagte er.

Rhin trank aus ihrem Glas, um ihre Konfusion zu verbergen. Die Flüssigkeit war bonbonfarben und schmeckte auch so, aber unter dem Zucker war der scharfe Biß des Alkohols.

»Aber ist es wirklich von dieser Farbe?« beharrte Virho.

»Viele Iren haben solch rotes Haar, Senhor Virho«, sagte Chen Lu. »Man sagt, daß es ein wildes Temperament bedeute.« Er wandte seinen Kopf zu Martinho. »Wo arbeiten Sie zur Zeit?«

»Sie haben es noch nicht gehört? Wir kommen aus der Serra dos Parecis.«

»Ja«, sagte Virho und nickte düster vor sich hin. »Eine höllische Gegend, beim Riesenkäfer des Mambuca.«

Martinhos Gesicht wurde plötzlich dunkel, und er warf Virho einen scharfen Seitenblick zu. »Rede keinen Unsinn!« schnappte er.

Rhin starnte von einem zum anderen. Eine unangenehme Stille war eingekehrt. Die Männer saßen steif und gespannt, nur Chen Lu spielte gleichmütig mit seinem Glas.

»Aber Joao«, sagte Virho schließlich. »Du weißt selber, was für Berichte wir über ...«

»Ich weiß!« bellte Martinho. »Ja!«

Virho nickte, einen gequälten Ausdruck im Ge-

sicht. »Sie sagten, es war ...«

Martinho winkte heftig ab. »Es gibt Mutationen, wir wissen das«, sagte er unwillig.

»Mutationen?« fragte Chen Lu mit höflichem Interesse.

»Wir haben gesehen, was wir gesehen haben«, sagte Virho.

Martinho erkannte, daß er das Thema nicht mehr abbiegen konnte. Er seufzte. »Aber die Beschreibung von diesem Ding ist eine physiologische Unmöglichkeit«, sagte er verdrießlich. »Sie ist ein Produkt des Aberglaubens, muß es sein. Ich bin davon überzeugt.«

»Wirklich, Joao?«

»Wir werden mit allem fertig, was dort draußen ist«, sagte Martinho. Er sah Chen Lus gespannte Aufmerksamkeit und ärgerte sich noch mehr über Virhos Geschwätzigkeit.

»Wovon reden Sie eigentlich?« fragte Rhin.

Chen Lu räusperte sich. »Es gibt Erzählungen, Doktor Kelly ...«

»Erzählungen!« höhnte Martinho.

»Gerüchte, dann«, sagte Chen Lu. »Einige Bandeirantes der Gruppe Borromeu Alvarez sagen, sie hätten in der Serra dos Parecis eine Fangschrecke der Gattung Mantida gesehen, die drei Meter lang gewesen sei.«

Virho beugte sich zu Chen Lu über den Tisch, ein narbiger Veteran des Dschungels mit gelichtetem grauem Haar, das wachsam gespannte Gesicht von

tausend feinen Falten genetzt. »Alvarez verlor sechs Männer, bevor er sich aus der Serra zurückzog. Wußten Sie das, Senhor? Sechs Männer! Und er ...«

Virho brach ab, als ein kleiner, dunkelhäutiger Mann in der fleckigen Arbeitskleidung eines Bandeirante an den Tisch kam. Der Mann hatte ein rundes, indianisches Gesicht mit hohen Backenknochen. Er beugte sich an Martinhos Ohr und flüsterte etwas.

Rhin konnte nur einzelne Worte verstehen; sie wurden sehr leise und in einem barbarischen Provinzdialekt gesprochen. Es schien sich um einen Platz in der Stadt zu handeln, und um Menschenmengen.

Martinho schürzte seine Lippen und sagte:
»Wann?«

Der Mann richtete sich auf und sprach ein wenig lauter. »Jetzt, Chef. Vor einer Viertelstunde.«

»Auf der Plaza Titao Passos?«

»Ja. Höchstens eine halbe Legua von hier, Chef.«

»Was ist es?« fragte Chen Lu.

»Ein Namensvetter dieses Kabaretts«, sagte Martinho.

»A'Chigua – eine Ameise?«

»So scheint es.«

»Eine Ameise?« Rhin wollte auflachen, besann sich aber eines Besseren. Ein undefinierbares Angstgefühl begann sich in ihr auszubreiten. »Aber ich dachte, dies sei eine grüne Zone?«

Martinho stand auf. »Sie werden mich bitte entschuldigen, Rhin Kelly. Es gibt Arbeit.«

»Eine mutierte Ameise?« fragte Chen Lu. »Sind Sie sicher, daß kein Irrtum vorliegt?«

»Kein Irrtum, Senhor«, sagte der Mann.

»Gibt es keine Einrichtungen, um mit solchen Zwischenfällen schnell und ohne viel Aufhebens fertig zu werden?« fragte Rhin ungläubig. »Wahrscheinlich ist es ein blinder Passagier, der mit irgendeiner Fracht in die grüne Zone gelangt ist ...«

»Vielleicht nicht«, sagte Martinho. Er nickte Virho zu. »Sag den anderen Bescheid. Vor allem brauchen wir Thome für den Wagen und Joca für die Lampen.«

»Sofort, Chef.« Virho sprang auf und eilte durch den Raum zu den anderen Bandeirantes.

Chen Lu sagte: »Was meinten Sie, als Sie sagten – vielleicht nicht?«

»Dies scheint eine von den Neuen zu sein«, sagte Martinho widerwillig.

Aber Chen Lu ließ nicht locker. »Würden Sie das bitte etwas genauer erklären?«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte Martinho steif. »Der Mann hat dieses Tier als eine säurespritzende Ameise beschrieben, die ungefähr einen halben Meter lang ist. Natürlich weiß ich wie jeder andere Bandeirante von diesen Dingen, aber die Regierung hat uns zum Stillschweigen verpflichtet, um Unruhe in der Bevölkerung zu vermeiden.«

»Nun, diesmal wird es viele Augenzeugen geben, fürchte ich«, sagte Chen Lu. »Nicht leicht, die Sache noch länger geheimzuhalten, wie?«

Martinho zuckte die Achseln.

Rhin war entsetzt. »Aber ... das ist unmöglich! Keine Ameise kann jemals so groß werden! Dies ist ein Scherz von euch Bandeirantes.«

»Wie Sie meinen, Dona«, sagte Martinho. Er hob seine Rechte und berührte seine Wange. »Sehen Sie diese Narbe? Säureverbrennung. Sie stammt auch von einem solchen Scherz.« Er verbeugte sich abermals. »Ich bitte um Vergebung, aber ich muß jetzt gehen.«

Rhin Kelly stand auf. Eine halbmeterlange Ameise! Die Entomologin in ihr sagte, daß es so etwas nicht geben könne. Es gab physiologische Grenzen, die von der Körperstruktur vorgegeben waren. Aber dies war eine Sache, die innerhalb weniger Minuten bewiesen oder widerlegt werden konnte. Weniger als eine halbe Legua entfernt, hatte der Mann gesagt. Das waren knapp drei Kilometer.

»Wir gehen natürlich mit Ihnen,« sagte sie.

Auch Chen Lu erhob sich. »Selbstverständlich. Ich muß gestehen, daß ich sehr neugierig bin.

Rhin schob ihre Hand unter Martinhos Ellenbogen. »Zeigen Sie mir diese phantastische Chigua, Senhor Martinho, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Martinho legte seine linke Hand auf die ihre und fühlte eine elektrisierende Wärme. Welch eine beunruhigende Frau! »Bitte«, sagte er. »Sie sind so schön, und der Gedanke, was die Säure von diesem Ding anrichten kann ...«

»Wir werden uns im Hintergrund halten, wie es

sich für Beobachter geziemt«, sagte Chen Lu. »Seien Sie unbesorgt, lieber Freund. Können Sie uns zum Schauplatz des Geschehens führen?«

Martinho seufzte. Diese Leute waren so hartnäckig. Schwer zu sagen, wie die Regierung auf alles das reagieren würde. Nicht erfreut, soviel war klar. Sie würde den Bandeirantes die Schuld aufladen und ihn zur Rechenschaft ziehen, weil er nicht verhindert hatte, daß ein Direktor der IBÖ Dinge zu sehen bekam, die es nach der amtlichen Sprachregelung nicht gab. Trotzdem war es gut, daß Abteilungsdirektor Chen Lu mitkam. Es war sogar notwendig.

Eine unhaltbar gewordene Situation mußte aufgedeckt werden. Mit der bisherigen Politik des Verschweigens und Vertuschens war nicht mehr weiterzukommen.

»Natürlich dürfen Sie mitgehen«, sagte er. »Aber bitte sorgen Sie dafür, daß die liebliche Rhin Kelly in sicherer Distanz bleibt, Senhor.« Er lächelte. »Gerrüchte haben manchmal sehr schmerzhafte Folgen.«

»Wir werden es an der gebotenen Vorsicht nicht mangeln lassen, das verspreche ich Ihnen.«

Martinhos Leute hatten das Lokal bereits verlassen. Die Mädchen saßen allein an ihrem Tisch und nipperten mit verdrießlichen Mienen von ihren Getränken.

3.

Die Plaza Titao Passos lag im grellen, bläulichweißen Licht von sieben oder acht Tiefstrahlerlampen

der Straßenbeleuchtung, die in der Abendbrise sanft an ihren Kabeln zwischen den altmodischen gußeisernen Haltemasten schaukelten. Ein weißer Transporter der Bandeirantes stand am Rand der zentralen Grünanlage und tastete mit zwei Suchscheinwerfern den Springbrunnen im Mittelpunkt der Plaza ab. Gerätewagen und Polizeifahrzeuge parkten in scheinbar willkürlicher Anordnung kreuz und quer auf der geräumten und abgesperrten Fahrbahn. Der Transporter sah aus, als käme er direkt von einem Arbeitseinsatz im Binnenland. Rumpf und Räder waren mit rötlichem Schlamm bespritzt, und die Verkleidungen von zwei der vier Rotorturbinen waren verkratzt und ölig, was auf eine Feldreparatur schließen ließ.

Martinhos Gruppe bahnte sich einen Weg durch die Menge der Neugierigen, drang zur Absperrkette von Bandeirantes und Polizisten durch und wurde ohne Formalitäten in den Sperrkreis eingelassen. Rhin Kelly und Chen Lu folgten.

Martinho bedeutete ihnen, zurückzubleiben, und ging zum Rand der Grünfläche, um zu sehen, was die tastenden Finger der Suchscheinwerfer zeigten.

»Wo ist Ramon?« fragte er.

»Er ist zu Thome und Joca in den Transporter gegangen«, sagte Virho neben ihm. Er beschattete seine Augen und spähte in die schillernden Spiegelungen des Wassers. »Siehst du was, Joao? Ich nicht.«

»Aber ja, Padrinho. Dort, hinter dem Wasservorhang.« Martinho zeigte.

Die Menge wurde in einem Abstand von fünfzig

oder sechzig Metern vom Springbrunnen rings um die Plaza zurückgehalten. Innerhalb der Absperrung lag ein Teil der Fahrbahn, eine mosaikbelegte Rundpromenade mit Darstellungen der Vögel Brasiliens in kunstvollen Ornamentumrahmungen, und eine zwanzig Zentimeter hohe Stufe, hinter der die Rasenfläche begann, unterbrochen von symmetrisch angelegten Blumenbeeten. Diese Fläche hatte einen Durchmesser von etwa fünfundzwanzig Metern. Den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildete die Fontäne, die aus einem schalenförmigen Oberlaufbecken emporschoß. Martinhos Finger zeigte auf ein paar Stellen der Rasenfläche, wo das Gras gelblich verfärbt war.

»Säure«, sagte Virho.

Die Suchscheinwerfer erfaßten eine Bewegung unter dem Überlaufbecken, halb verborgen hinter dem vom Beckenrand glasig niederfallenden Wasservorhang. Daß man dort hineinsehen konnte, war vier aus Stein gemeißelten Meerjungfrauen und Tritonen zu verdanken, die sich in barocker Pracht über den Beckenrand erhoben und den künstlichen Wasserfall in ebenso viele Bahnen unterteiltten.

»Und da ist A'Chigua«, sagte Martinho. »Nun werden unsere mißtrauischen Gäste von der IBÖ es wohl glauben müssen.«

Als er sprach, kam der Gegenstand des allgemeinen Interesses ganz hinter dem Wasservorhang hervor und verharrte sekundenlang bewegungslos, als wollte er die Vorgänge außerhalb seines Verstecks beobachten. Nur die Fühler zuckten hierhin und dorthin.

Ein Seufzen ging durch die Menge.

Rhin Kelly und Chen Lu kamen näher. Die Entomologin winkte aufgereggt und rief: »Senhor Martinho – dieses Ding ist unmöglich! Es ist wenigstens fünfundsiebzig Zentimeter lang. Es muß drei oder vier Kilo wiegen!«

»Trauen Sie Ihren eigenen Augen nicht?« fragte Virho.

Die zwei Ausländer blieben neben ihm und Martinho stehen und spähten zum Springbrunnen. Rhin war fassungslos. »Ich kann es nicht glauben«, murmelte sie. »Ich würde was dafür geben, dieses ... dieses Ding in die Hände zu kriegen.«

»Was ist es, das Sie nicht glauben können?« sagte Martinho.

»Ich weiß nicht. Ich denke, es ist eine Art Automat, ein mechanisches Monstrum.«

»Wieviel würden Sie geben?«

»Oh – fünftausend Cruzeiros. Ich glaube, soviel würde es der IBÖ wert sein. Meinen Sie nicht, Doktor?«

Chen Lu lächelte. »Das kann ich verantworten«, sagte er.

»Bitte halten Sie die ungläubige Dame außer Reichweite«, sagte Martinho. Er wandte sich zu Virho. »Padrinho, ich brauche einen Schild und ein Sprühgewehr. Und eine große Musterflasche. Wir wollen Doktor Kelly und Doktor Chen Lu zu ihrem Exemplar verhelfen.«

Virho seufzte und ging, den Befehl auszuführen.

Chen Lu beobachtete die Riesenameise, die sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. »Ist dies eins von den Tieren, die nach den Gerüchten der letzten Zeit das Binnenland unsicher machen?« fragte er nachdenklich.

Martinho nickte grimmig.

»Ich frage mich«, fuhr Chen Lu fort, »warum wir niemals Exemplare gesehen haben. Die IBÖ wäre sehr daran interessiert gewesen.«

Martinho schluckte eine ärgerliche Entgegnung hinunter.

Dieser schlaue Chinese mußte recht gut wissen, welche Politik die Regierung in dieser Sache verfolgte.

»Ist das nicht eine interessante Frage?« fragte Chen Lu.

»Warum stellen Sie sie nicht der brasilianischen Regierung?« sagte Martinho. »Ich bin bloß ein Praktiker, ein kleines Rädchen in einer großen Maschinerie. Gehen Sie hin und stellen Sie den zuständigen Minister zur Rede, nicht mich.«

»Jeder Entomologe wird sagen, daß dieses Ding eine physiologische Unmöglichkeit ist«, sagte Rhin. »Das Chitinmaterial ist für so große und schwere Körperstrukturen ungeeignet.«

»Die Entomologen werden zweifellos recht haben«, sagte Martinho sarkastisch.

»Aber ein Insekt kann nicht so groß werden!« protestierte Rhin. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die schwärzliche Kreatur, die hinter dem Wasservor-

hang um die Basis des Überlaufbeckens krabbelte.

»Natürlich nicht«, sagte Martinho. »Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.« Dann dachte er an die Meldungen aus der Serra dos Parecis. Mantidae von drei Metern Länge. Er kannte die wissenschaftlichen Argumente, die gegen solche Dinger sprachen. Rhin und ihre Fachkollegen hatten recht. Theoretisch konnten Insekten keine so großen Lebensformen hervorbringen.

»Es muß eine mechanische Nachahmung von irgendeiner Art sein«, sagte Rhin.

»Aber wer würde solche Dinger bauen?« sagte Chen Lu. »Und warum?«

Martinho zog es vor, zu schweigen. Er hatte seine eigenen Zweifel, was diese Riesenmantidae anging. Er wußte, wie Gerüchte Mücken zu Elefanten machten. Heutzutage gab es in den roten Zonen außer Bandeirantes nur sehr wenige Menschen. Und es war nicht zu leugnen, daß viele Bandeirantes unwissende, abergläubische Männer waren.

Er schüttelte seinen Kopf. Er dachte an jenen Tag am Rio Tocantins, wo er die Säureverbrennung davongetragen hatte. Er hatte gesehen, was er gesehen hatte. Und nun, diese Kreatur unter dem Springbrunnen, mitten in Bahia ...

Virho und zwei andere Bandeirantes brachten die verlangte Ausrüstung, als ein zweiter Transporter mit heulenden und pfeifenden Turbinen neben dem ersten niederging.

»Das ist unserer«, sagte Virho. »Ramon hat ihn

gebracht. Ich dachte, es sei in jedem Fall besser, wenn wir unsere eigene Ausrüstung zur Hand haben.«

»Richtig«, sagte Martinho. Er nahm das Sprühgewehr, zog den Ladungszylinder heraus, prüfte ihn und steckte ihn wieder hinein.

»Laßt die Flasche hier, bis wir das Ding bewegungsunfähig gemacht haben«, sagte er. »Ich werde danach rufen.«

Ein Bandeirante sprang aus dem neu eingetroffenen Transporter und brachte zwei Schutanzüge aus einem silbergrauen, mit Fiberglas verstärkten Material.

Martinho zog einen über, Virho den anderen.

Jeder der beiden Männer nahm einen säurebeständigen Glasschild, schob den linken Arm durch die Halteschlaufen. Jeder Schild hatte einen offenen, waagerechten Schlitz am rechten Rand, durch den ein Sprühgewehr geschoben werden konnte. Sie hängten Schaumbomben an ihre Gürtel. Alles geschah schnell und mit der Sicherheit langer Praxis. Martinho schob sein Sprühgewehr durch den Schlitz und nickte Virho zu.

»Geh du auf die andere Seite, Padrinho. Es wäre einfacher, wenn wir es nur zu töten hätten.« Er wandte den Kopf und sagte zu seinen Helfern: »He, bringt uns Taschenlampen. Vielleicht können wir A'Chigua blenden.«

Einer der Männer rannte zum Transporter, kam zurück und hängte den beiden Kämpfern die Lampen

an die Gürtel.

»Gehen wir«, sagte Martinho.

Langsam gingen sie über den Rasen. Die Menge hinter ihnen war still geworden. Spannung breitete sich aus.

Ein dünner Säurestrahl schoß im Bogen unter dem Becken hervor, fiel fünf Meter vor ihnen ins Gras. Nach einigen Sekunden folgte ein zweiter.

»A'Chigua will uns etwas sagen, Chef«, scherzte Virho. Er schwenkte seitwärts, um den Springbrunnen zu umgehen. Ein Säurestrahl hob sich ihm entgegen, und Virho hielt seinen Schild schräg aufwärts. Diesmal traf die Säure das Glas und rann daran herunter. Ein beißender Geruch begann sich auszubreiten. Ein Murmeln ging durch die Menge.

»Die Dummköpfe stehen zu nahe«, sagte Virho über seine Schulter. »A'Chigua ist schnell wie der Teufel. Wenn er angreift ...«

»Wird die Polizei ihn mit einer Explosivkugel abschießen«, sagte Martinho. »Fini A'Chigua.«

»Fini Doktor Kellys Musterexemplar«, sagte Virho. »Fini fünftausend Cruzeiros.«

»Ja«, sagte Martinho. »Wir dürfen nicht vergessen, warum wir dieses Risiko eingehen.«

»Ich hoffe nur, du tust es nicht aus Liebe, Joao«, sagte Virho. »Ein kühler Kopf ist jetzt wichtig.«

Er bewegte sich ein paar Meter weiter. Eine milchige Trübung begann sich auf seinem Schild zu bilden, wo die Säure getroffen hatte.

»Das Glas ist angeätzt!« rief Virho erstaunt.

»Wieder etwas Neues!«

»Ich dachte mir, daß es wie Oxalsäure riecht«, sagte Martinho. »Aber es muß stärker sein. Langsam, jetzt. Ich will einen sicheren Schuß.«

Die Kreatur bewegte sich weiter nach rechts. Virho drehte seinen Schild mit. Seine Jagdbeute kehrte um.

»Warte ein bißchen, Padrinho«, sagte Martinho. »Solange A'Chigua auf dieser Seite bleibt, brauchst du nicht auf die andere zu gehen.« Er hatte sich nahe genug herangeschoben, um von der Seite unter den Wasservorhang sehen zu können, und beobachtete das Tier.

Es bewegte sich hin und her, hin und her. Wie sein winziger Namensvetter, die Ameise, hatte es einen dreifach gegliederten Rumpf und sechs kräftige, behaarte Beine, die in hakenförmigen Greiforganen endeten. Die Fühler über den an kräftige Hummerscheren erinnernden Kieferzangen waren nach vorn abgeknickt. Plötzlich krümmte es seinen Hinterleib und schoß einen dünnen Säurestrahl direkt gegen Martinhos Schild. Martinho zog unwillkürlich den Kopf ein.

Virho näherte sich von der Seite, und sie waren im Begriff, die Riesenameise auf engem Raum einzuschließen, als das Tier die Gefahr zu fühlen schien und nach rechts davonschoß.

»Schnell wie der Teufel«, knurrte Martinho. »Wir werden nur einmal zum Schuß kommen, fürchte ich. Wenn du die Chance hast, gib acht, daß du A'Chigua

nicht beschädigst. Doktor Kelly will ein unversehrtes Exemplar.

Und ich auch, dachte er.

Als sich eine neue Gelegenheit zu bieten schien und er den Finger schon am Abzug hatte, sprang die Ameise plötzlich heraus auf den Rasen, rannte einen knappen Meter entfernt an ihm vorbei und verschwand wieder in ihrem Versteck. Es gab einen vielstimmigen Aufschrei in der Menge. Martinho und Virho veränderten wieder ihre Positionen, kauerten hinter ihren Schilden und beobachteten ihre Beute, die auf dem umlaufenden Sims der Beckenbasis hin und her tanzte.

Martinho fluchte. »Warum kann das Biest nicht ein paar Sekunden stillstehen?«

Er schwang den kurzen Lauf des Sprühgewehrs hin und her, immer mit den Bewegungen der Riesenameise. Plötzlich drehte sie um und lief zur anderen Seite hinüber.

Martinho stand auf, um ihr zu folgen. Er hatte auf einmal den komischen Verdacht, daß das Tier versuchte, sie in eine bestimmte Position zu manövriren. Er schob sein Helmvisier nach oben und wischte sich die Stirn. Er schwitzte stark. Es war eine heiße Tropennacht, und sein Schutanzug ließ nicht viel von der feuchten Kühle durch, die der Springbrunnen um sich verbreitete.

»Das kann noch lange dauern«, sagte Virho. »Wir brauchen noch zwei Leute, Joao, dann können wir von allen Seiten angreifen.«

»Richtig. Aber vorher versuchen wir es noch einmal. Du gehst rechts herum, ich links.«

Die Riesenameise kam Martinho entgegen, als er den Brunnen umkreiste. Sie hielt sogar an und spielte mit den Fühlern, ein nasses, dunkles Etwas, ein sicheres Ziel – aber der Wasservorhang fiel zwischen ihr und Martinho und verhinderte einen wirksamen Schuß. Virho kam von der anderen Seite, und das Tier begann wieder mit seinem ruhelosen Hin und Her.

»Joao, A'Chigua wird nicht lange dort bleiben. Ich kann es fühlen.«

»Vielleicht hast du recht. Wir sollten die Plaza räumen lassen. Wenn er auf die Idee kommt, in die Menge zu laufen, wird es Verletzte geben.«

»Du sagst ein wahres Wort.«

»Padrinho, nimm die Taschenlampe und blende seine Augen. Ich werde nach rechts gehen und von der Seite einen langen Schuß hinter den Wasserfall versuchen. Oder hast du eine bessere Idee?«

Virho hatte die Lampe noch nicht eingeschaltet, als die Ameise ein zweites Mal auf den Rasen herauskam. Virho riß die Lampe hoch und hatte die Kreatur im Lichtkegel.

»O Dios, Joao! Schieß!«

Martinho schwang Schild und Sprühgewehr herum, aber bevor er richtig zielen konnte, hob sich im Lichtkegel der Taschenlampe ein Stück Rasen von der Größe eines Kanalisationsdeckels hinter der Ameise. Ein schwarzes Ding mit einem dreifach ge-

hörnten Kopf schob sich teilweise aus dem Loch und gab ein schnarrendes Geräusch von sich.

Die Riesenameise schoß an dem Ding vorbei und ins Loch.

Die Menge heulte und kreischte in Wut, Angst und wilder Erregung. Martinho stand starr, und durch den tobenden Lärm konnte er Virho hinter sich beten hören: »Heilige Maria, Mutter Gottes ...«

Martinho kauerte hinter seinem Schild nieder und versuchte sein Sprühgewehr in Anschlag zu bringen, als das seltsame Wesen sich einen weiteren halben Meter aus dem Loch hob. Er konnte es klar und deutlich im starken Lichtkegel von Virhos Stablampe sehen. Es sah wie ein gigantischer Hirschläufer aus – größer als ein Mensch, und mit einem halbmeterlangen Horn auf der breiten Stirnplatte zwischen den mächtigen Kieferzangen.

Martinho überwand seine Schreckensstarre, zielte auf das Ungetüm und drückte eine Zweisekundenladung ab.

Das Gemisch aus Gift, chitinlösenden Substanzen und schäumend-klebrigem Butyl, das sich an der Luft rasch verhärtete, traf die Kreatur und hüllte sie ein.

Das Ungetüm, dessen Vorderpartie jetzt von der Sprühmischung klumpig entstellt war, verhielt, dann hob es sich mit einem kratzenden, grunzenden Geräusch, das durch die Schreie der Menge klar vernehmbar war, weiter aus dem Loch.

Die Menschenmenge verstummte plötzlich, als das

Monstrum dort aufragte, das hintere Beinpaar mit dem Körperende noch in der Erde, mit den anderen vier Beinen blindlings in der Luft fuchtelnd, ein hart-schaliges Ungeheuer, grün, schwarz und glänzend – und wenigstens einen Meter größer als ein ausge-wachsener Mann.

Martinho konnte ein seltsam schmatzendes und glucksendes Geräusch von ihm hören. Sorgfältig zielte er auf den Leib, drückte ab und entleerte den Ladungszylinder: zehn Sekunden. Die Kreatur sank in ihr Loch zurück, mit den Beinen und anderen unheimlichen Auswüchsen und Gliedmaßen gegen das klebrige Butyl kämpfend.

Martinho stieß den leeren Zylinder aus seinem Gewehr und schob eine frische Ladung hinein. Er fühlte sich aller Emotion entleert, beherrscht von einem instinktiven Drang, dieses Ungeheuer anzugrei-fen und zu töten. Aber bevor er das Gewehr in den Schlitz der Schildkante stecken konnte, fühlte er ei-nen Stoß gegen den Schild. Er blickte auf und sah einen fast fingerdicken Flüssigkeitsstrahl von der schwarzen Kreatur im Loch gegen den Schild sprit-zen.

Er bedurfte keiner zweiten Aufforderung, als Virho schrie: »Lauf!«

Sie flohen rückwärts, tief hinter ihre Schilde ge-duckt.

Der Angriff hörte auf, sobald sie außer Reichweite waren. Martinho blieb stehen und spähte über die Schildkante. Virho war an seiner Seite und zitterte so

heftig, daß der Lichtkegel seiner Stablampe tanzte. Das dunkle Ding im Loch sank langsam tiefer. Es war der bedrohlichste Rückzug, den Martinho je gesehen hatte. Die langsame Bewegungen verkündeten eine unbedingte Bereitschaft, sich von neuem zum Kampf zu stellen. Das Ungeheuer versank im Loch und kam außer Sicht. Das Rasenstück fiel zurück.

Als ob es das Signal wäre, begann überall um die Plaza Stimmenlärm aufzubränden. Martinho konnte die Angst heraushören, obwohl ihm die Worte entgingen.

Er stieß sein Glasvisier zurück und lauschte den Schreien, den gebrüllten Satzfetzen.

»... ein Riesenkäfer!«

»... habt ihr gehört ... am Hafen ...«

»... sie können überall sein!«

»... Waisenhaus ... Kloster am Monte Ochoa ...«

Und durch alles kam immer wieder die gleiche Frage, die von allen Seiten der Plaza wiederholt wurde:
»Was war es? Was war es?«

Martinho fühlte jemanden an seiner Seite, und seine überreizten Nerven rissen seinen Körper herum, den Schild vor der Brust. Chen Lu stand dort und starrte auf die Stelle, wo der Monstercäfer verschwunden war. Rhin Kelly war nicht bei ihm.

»Ja, Joao«, sagte Chen Lu mit mühsam beherrschter Erregung. »Was war es?«

»Es sah wie ein ungeheuerer Hirschkäfer aus, aber doch anders«, sagte Martinho, und er war überrascht,

wie ruhig seine Stimme klang. »Ich habe in den vergangenen Jahren manches gesehen, aber so etwas noch nicht.«

»Es war anderthalbmal so groß wie ein Mann«, murmelte Virho, noch im Schock.

»Ich hörte die Leute etwas über den Hafen schreien, und über das Kloster am Monte Ochoa, und das Waisenhaus«, sagte Martinho. »Was war das?«

»Doktor Kelly ist unterwegs, um Näheres darüber in Erfahrung zu bringen«, sagte Chen Lu. »Ich habe mit dem Polizeichef gesprochen. Er läßt die Plaza und die umliegenden Straßen räumen. Die Leute werden aufgefordert, nach Hause zu gehen. Es gibt beunruhigende Meldungen.«

»Was sind das für Meldungen?«

»Daß es am Hafen und beim Monte Ochoa zu einer Art von Tragödie gekommen sein soll. Genaueres ist nicht bekannt. Doktor Kelly ist mit einem Polizeiwagen hingefahren, um den Dingen auf den Grund zu gehen.«

»Sie haben das Ding gesehen«, sagte Martinho.
»Was sagen Sie dazu?«

Chen Lu hob seine Schultern. »Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Es widerspricht allem, was wir über Insekten wissen. Ich wünschte, ich könnte glauben, daß es ein Mechanismus war, aber ... Doktor Kelly dachte zuerst, es sei ein Mann in einem Kostüm gewesen.«

»Ich hatte nicht den Eindruck«, sagte Martinho kopfschüttelnd. »Wenigstens sollten wir Proben von

der Säure nehmen. Und dieses Loch muß untersucht werden.«

Schreie und ein vielstimmiges Wutgeheul kam von der Menge, die von Polizisten mit Schlagstöcken von der Plaza getrieben wurde. Lautsprecher dröhnten, wiederholten die Aufforderung, nach Hause zu gehen.

Martinho beobachtete den Einsatz mit besorgter Miene, dann winkte er Virho.

»Hol einen Karabiner und ein paar Gewehrgranaten aus dem Transporter«, sagte er.

Virho trottete davon. Bei den Fahrzeugen standen sieben oder acht Bandeirantes. Die meisten gehörten zu Alvarez' Gruppe.

»Was wollen Sie mit Gewehrgranaten?« fragte Chen Lu.

»Ich werde einen Blick in dieses Loch werfen.«

»Ich habe Sicherheitsexperten der IBÖ angefordert. Sie sollten bald hier sein. Warten wir auf sie.«

»Ich gehe jetzt.«

»Senhor Martinho, sicherlich wird es jetzt nicht auf zehn Minuten ankommen.«

»Ich habe den Auftrag meiner Regierung, eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Ich bin verpflichtet, meine Arbeit zu tun, wo immer ...«

»Ich will Sie nicht daran hindern, Martinho. Ich bitte nur um einen Aufschub, bis meine Leute hier sind. Wenn Sie Anhaltspunkte und Beweise zerstören ...«

»Sie haben diesen Kreaturen nicht gegenüberge-

standen, Doktor. Sie waren dort hinten in Sicherheit, während ich mir das Recht verdiente, in dieses Loch zu sehen.«

Chen Lus Gesicht erstarrte, aber er schwieg, bis er wußte, daß er seine Stimme wieder unter Kontrolle hatte. Dann sagte er: »In diesem Fall werde ich jetzt mit Ihnen gehen.«

»Wie Sie wollen.«

Martinho wandte sich ab. Chen Lu war verwundert über diese unnötige Brückierung, für die er keine Erklärung hatte, es sei denn die, daß Martinhos Nerven überreizt waren. Virho kam mit zwei Karabinern und einem Bündel Gewehrgranaten vom Transporter zurück. Ein großer, kahlköpfiger Neger, der seinen rechten Arm in einer Schlinge trug, begleitete ihn. An seiner weißen Uniform glänzten die goldenen Rangabzeichen des Gruppenleiters.

»Borromeu Alvarez«, sagte Chen Lu.

»Ich sehe ihn.«

Chen Lu seufzte. »Lassen Sie uns nicht streiten, Martinho. Sie wissen, warum die Behörde mich nach Brasilien geschickt hat. Sie wissen auch, daß Ihre Regierung sich verpflichtet hat, die Untersuchungen, die meine Leute und ich hier zu führen haben, in jeder Weise zu unterstützen.«

»Ich weiß es, Doktor«, sagte Martinho verdrießlich. »Sie sind hier, um unserer Arbeit nachzuschnüffeln und darüber zu wachen, daß das natürliche ökologische Gleichgewicht erhalten bleibt. Nun, dafür ist es zu spät, wie der Vorfall eben gezeigt hat und wie

Sie sehen werden, wenn Sie ins Landesinnere kommen. Zehn Jahre der intensivsten Flächenbehandlungen mit Insektiziden haben das ökologische Gleichgewicht bereits zerstört. Außerdem scheinen sie zu einigen unerwarteten Resultaten geführt zu haben.« Er lachte rauh auf. »Es geht längst nicht mehr um ein ökologisches Gleichgewicht, auch wenn die Regierung Ihnen das Gegenteil versichert.« Er wandte sich ab, den Neger zu begrüßen.

»Hola, Borromeu! Der Arm noch nicht besser?«

»Er ist längst gut, Joao, aber ich lasse ihn noch ein wenig in der Schlinge, um den Krankenurlaub zu verlängern.« Er lachte dröhnend. »Ich hörte Virho hier nach Gewehrgranaten fragen und dachte mir, daß du sie nur aus einem Grund wollen kannst.«

»Ich muß in dieses Loch sehen, Borromeu.«

Alvarez verbeugte sich vor Chen Lu. »Und Sie haben keine Einwände, Doktor?«

»Ich habe Einwände, aber keine Autorität«, sagte Chen Lu. »Sie müssen zugeben, daß seltsame Dinge geschehen sind. Ich halte es für falsch, etwaige Spuren durch Sprengungen mit Gewehrgranaten auszulöschen.«

»Wenn dieses Ding noch darinsitzt, stecke ich lieber eine Gewehrgranate hinein als meinen Kopf«, grollte Martinho. »Komm, Padrinho, gehen wir.«

»Ich gehe natürlich mit«, sagte Alvarez.

Martinho nickte. »Dann bleib mit Doktor Chen Lu direkt hinter uns.«

Ein Bandeirante kam vom Transporter herüber, ei-

ne Brechstange in den Händen. Martinho nahm sie ihm ab und sagte: »Geh zurück und sag Ramon, er soll beide Suchscheinwerfer auf die Stelle dort richten.«

»Sofort, Chef.«

Als die Scheinwerfer aufstrahlten, nickte Martinho, und die Gruppe setzte sich langsam in Bewegung.

»Ist das nicht die Stelle?« sagte Alvarez.

»Ja, hier«, sagte Martinho. »Nimm einen Moment mein Gewehr, Borromeu.«

Er bückte sich und stocherte mit der Brechstange am Rand des Lochs herum, der durch ausgeworfene braune Erde klar markiert war. Der Boden schien fest zu sein, und er trat an den Rand und stieß die Brechstange kräftig in den Boden, wo zuvor das Loch gewesen war. Beim zweiten Versuch hörte der Widerstand des Erdreichs plötzlich auf, und die Brechstange glitt hinunter ins Leere. Etwas berührte sie dort unten, und ein elektrisches Kribbeln durchschoss Martinho.

Virho beugte sich mit dem Karabiner über ihn.
»Ist was, Joao?«

»Hier unten, Padrinho!« wisperte er. »Am anderen Ende der Brechstange!«

Er zog sie mit einem Ruck heraus. Virho steckte die Karabinermündung mit der Gewehrgranate in das kleine Loch, das die Brechstange gemacht hatte, und drückte ab. Die unterirdische Explosion war ein dumpfer Schlag, der die Erde erzittern machte.

Unter der Rasenfläche vor ihnen entstand ein heftig scharrendes Geräusch, ein Rumoren und Platschen. Martinho nahm Alvarez den Karabiner ab und feuerte eine zweite Gewehrgranate in den Boden.

Auf den dumpfen Schlag der Explosion folgte eine hektische Aktivität im Untergrund, ein Brodeln, Gurgeln und Plätschern von Grundwasser.

Dann Stille.

Martinho blickte auf. Virho hatte seinen Karabiner mit einer neuen Gewehrgranate geladen. Andere Bandeirantes mit Schutzschilden und Sprühgewehren hatten sich in einem Halbkreis formiert. Er legte seinen Karabiner auf den Rasen und griff wieder zur Brechstange.

»Ich werde aufmachen. Halte dich bereit, Padrinho.«

»Ich bin bereit, Joao.«

Martinho stieß die Brechstange am Rand des Lochs in den Boden, drückte das andere Ende nieder. Die Abdeckung hob sich langsam, eine vielleicht fünfzehn Zentimeter dicke Schicht aus Gras und Erde, deren Unterseite mit einer gummiartigen Substanz verfestigt schien. Martinho schob ein Knie unter die Brechstange und warf die Abdeckung auf den Rasen. Mehrere Lampen waren neben Martinho und leuchteten in das Loch. Bröckelnde Erdwände waren zu sehen, darunter, in etwa zwei Metern Tiefe, öliges schwarzes Wasser. Es hatte den fauligen Geruch des Flusses.

»Sie kamen vom Fluß herein«, sagte Alvarez.

Martinho richtete sich auf, ließ die Brechstange fallen und überblickte die Plaza. Es war so still, als erwarte die ganze Stadt irgendein Unheil. Einige Leute standen herum – wahrscheinlich privilegierte Amtspersonen – , aber die Menschenmenge war weit in die angrenzenden Straßen abgedrängt worden.

»Was nun?« sagte Virho.

»Wir machen den Deckel wieder darauf, und Schluß«, sagte Martinho müde. Er warf Chen Lu einen Seitenblick zu und knurrte: »Ich muß einen Bericht an die Regierung vorbereiten, bevor andere es tun.«

Sie hatten ihr Gerät verladen und die Schutzkleidung abgelegt, als der Seewind ein unheimliches Geräusch herübertrug, wie ein dumpf anschwellendes, aufbrandendes Stöhnen. Erst als es sich wiederholte, erkannte Martinho es als das, was es war: das viertausendstimmige Gebrüll einer gereizten Menschenmenge. Die harten Peitschenschläge entfernter Schüsse schienen diese Deutung zu bestätigen.

Alle standen still und lauschten.

»Das hört sich nach Aufruhr an«, sagte Chen Lu. »Ich denke, wir würden gut daran tun, uns aus dem Stadtinnern abzusetzen, bevor wir zu Prügelknaben der Volkswut werden.«

Ein Polizeiwagen kam aus einer breiten Avenida und bog reifenquietschend in die Plaza ein. Er hielt in ihrer Nähe, und ein Polizeibeamter und Rhin Kelly sprangen aus dem Fond. Martinho sah sie herankommen, und er bewunderte ihre anmutigen Bewegungen.

»Wir müssen sehen, daß wir schnellstens von hier verschwinden«, sagte sie. »Die Hölle ist los.«

Wie um ihre Worte zu bekräftigen, verstärkten sich die Geräusche des entfernten Tumults. Das Gebrüll schwoll an, unterlegt mit dem unregelmäßigen Geknatter von Schüssen.

Chen Lu sagte ruhig: »Was haben Sie erfahren, Doktor Kelly?«

»Es hat eine Anzahl von Toten und viele Verletzte gegeben«, sagte sie. »Am Hafen soll ein Lagerhaus eingestürzt sein, weil die Fundamente unterwühlt waren. Und am Monte Ochoa hat es einen Erdrutsch gegeben, der Teile des Klosters und das Waisenhaus unter sich begrub. Ich habe die Abbruchstelle gesehen. Der ganze Hügel ist wie ein Fuchsbau. Durchzogen von Löchern und Gängen. Das Volk gibt den Bandeirantes die Schuld. Was die Leute hier gesehen haben, scheint sie darin zu bestärken. Sie wissen, wie viele Gerüchte es gegeben hat und was gesagt wird ...«

»Ich werde zu diesen Leuten sprechen«, sagte Martinho. Er empfand rechtschaffene Entrüstung über den Gedanken, von denjenigen bedroht zu sein, denen er zu dienen glaubte. »Das ist völliger Unsinn! Wir haben nichts damit zu tun.«

»Joao«, sagte Virho, »einer aufgebrachten Menge kommst du mit Vernunft nicht bei. Schon gar nicht jetzt, wo es überall knallt.«

»Er hat recht, Senhor«, sagte der Polizist. »Wie ich hörte, sind drei oder vier Bandeirantes, die sich in einem Lokal am Hafen aufgehalten hatten, massak-

riert worden. Umstürzlerische Gruppen nützen die Situation aus, um die Menge gegen Polizei und Staatsorgane aufzuhetzen. Polizeireviere werden geplündert und in Brand gesetzt, Waffenlager aufgebrochen und ausgeräumt. Ein Teil der Menge belagert das Präsidium und das Untersuchungsgefängnis, bewaffnete Massen stürmen durch die Straßen. Die Vorstädte sind in Aufruhr, die Ausfallstraßen blockiert. Hier ist es noch ruhig, weil wir starke Kräfte um die Plaza zusammengezogen hatten, aber unsere Lage wird mit jeder Minute schwieriger. Es ist wie ein Buschfeuer. Der Gouverneur von Bahia soll den Ausnahmezustand verhängt und Militär angefordert haben. Sie haben eine Chance, Senhores, wenn Sie die Stadt jetzt verlassen. Ihre Transporter sind hier.«

Virho faßte seinen Arm. »Joao, wir müssen tun, was er sagt.«

Martinho stand stumm da und hörte, wie die Informationen unter den Bandeirantes in der Nähe die Runde machten. Es schien ihm unwürdig und wie ein Eingeständnis von Schuld, einfach die Flucht zu ergreifen.

»Aber wir haben nichts getan«, sagte er.

»Darauf kommt es jetzt nicht an, Senhor.«

Martinho holte tief Atem. »Padrinho, geh mit den Männern. Draußen in der roten Zone wird es einstweilen sicherer sein. Ich werde in die Zentrale fahren, eine kleine Maschine nehmen und nach Cuiaba fliegen. Ich muß diese Sache mit meinem Vater dis-

kutieren. Als Präfekt hat er bessere Verbindungen als ich. Jemand muß zur Regierung und die Leute dort überzeugen.«

»Wovon überzeugen?« fragte Alvarez.

»Die Arbeit muß einstweilen unterbrochen werden«, sagte Martinho. »Es muß eine Untersuchung geben.«

»Dummes Zeug!« knurrte Alvarez. »Wer wird auf solche Worte hören?«

Martinho schluckte mit trockener Kehle. Die Nachtluft fühlte sich auf einmal kalt an, und der Lärm des Aufruhrs wurde lauter. Die Polizei würde diesen wütenden Volksmassen nicht mehr lange widerstehen können.

»Die Regierung kann es sich nicht leisten, auf solchen Rat zu hören«, sagte Alvarez. »Selbst wenn du recht haben solltest.«

Martinho wußte, daß der andere die Wahrheit sagte. Dies war der wunde Punkt. Die Männer an der Macht konnten den Mißerfolg nicht zugeben. Sie waren an der Macht, weil sie der Bevölkerung Land und Wohlstand versprochen und mit riesigem Propaganda-aufwand die Erschließung des Landesinnern und den Feldzug gegen die Insekten gepredigt hatten. Wenn diese Versprechungen nicht eingehalten werden konnten, dann mußte man jemand finden, dem man die Schuld zuschieben konnte.

Was lag näher, als den Bandeirantes die Verantwortung für das sich abzeichnende Fiasko aufzuladen?

Ja, dachte er düster. Vielleicht haben sie ihren

Sündenbock schon gefunden.

Er folgte Virho und den anderen zu den Fahrzeugen.

4.

Hoch über den nassen schwarzen Uferfelsen eines tief eingeschnittenen Flusses im Hinterland von Goias war eine Höhle. In ihr pulsierten Gedanken durch ein Gehirn, während es einem Radio lauschte, in dem ein menschlicher Sprecher die Nachrichten des Tages verkündete: schwere Unruhen in Bahia, Bandeirantes und Polizisten getötet, Geschäfte geplündert, Gefängnisinsassen befreit. Armee-Einheiten mit Panzerfahrzeugen unterwegs, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen ...

Das Radio war ein batteriebetriebenes kleines Transistorgerät und machte einen blechernen Lärm, der das Gehirn irritierte, aber die menschlichen Nachrichtensendungen mußten überwacht werden. Eine Zeitlang hatte es in der Höhle einen tragbaren Fernseher gegeben, aber seine Reichweite war begrenzt gewesen, und nun funktionierte er nicht länger.

Die Nachrichten endeten, und Musik plärrte aus dem kleinen Lautsprecher. Das Gehirn signalisierte, daß das Instrument zum Schweigen gebracht werde. Dann lag es in der willkommenen Stille, pulsierend, denkend.

Es war eine Masse von ungefähr vier Metern

Durchmesser und einem halben Meter Dicke. Es verstand sich selbst als »Höchste Integration«, und es war Sitz einer umfassenden Aufmerksamkeit, die sich mit vielen Dingen gleichzeitig beschäftigen konnte, aber immer ein wenig ärgerlich über die Notwendigkeiten war, die es in dieser Höhle festhielten.

Ein bewegliches Wahrnehmungsorgan, dessen Form das Gehirn nach Belieben verändern konnte, so daß es jetzt eine scheibenförmige Membrane, dann Fühler und ein anderes Mal lange Stieläugen oder gar die Nachahmung eines übergroßen menschlichen Gesichts bilden konnte, lag wie eine Kappe über der Gehirnoberfläche und hatte dünne Sensoren zum grauen Morgenlicht vor der Höhlenöffnung gestreckt.

Ein rhythmisch pulsierender gelblicher Sack an einer Seite pumpte eine dunkle Flüssigkeit durch das Gehirn. Flügellose Arbeiterinsekten krochen überall auf dem Gehirn umher, untersuchten, reparierten, versorgten es mit spezieller Nahrung, wo es nötig war.

Völker von geflügelten Insekten bewohnten Spalten der Höhle, und nun, da ein neuer Tag begonnen hatte, gab es ein ständiges Ein- und Ausschwärmen von Nahrungssammlern und Kundschaftern, das die Höhle mit summender Geschäftigkeit erfüllte. Viele Insekten tanzten und summten vor den Sensoren des Gehirns; andere gebrauchten zirpende und schnarrende Modulationen, um ihre Meldungen zu machen;

manche erschienen in Gruppen, die sich zu wechselnden Mustern formierten und zur Kommunikation ihre Farben veränderten; und schließlich gab es welche, die ihre langen Fühler in einer komplizierten Zeichensprache schwenkten.

Nun kam die Nachricht aus Bahia: »Viel Regen – nasse Erde. Die Baue unserer Horchposten fielen ein, worauf einige Häuser der Menschen von Erdrutschen zerstört wurden. Ein Beobachter wurde gesehen und angegriffen, aber ein Überwacher bohrte einen Gang vom Fluß und brachte ihn in Sicherheit. Bis auf das, was die Menschen von uns sahen, hinterließen wir keinen Spuren. Diejenigen von uns, die nicht entkommen konnten, wurden vernichtet. Es gab Tote unter den Menschen.«

Tote unter den Menschen, dachte das Gehirn. Dann waren die Radiomeldungen richtig.

Dies war verhängnisvoll.

Der Sauerstoffbedarf des Gehirns stieg; Arbeitsinsekten eilten in Scharen über seine Oberfläche; der pulsierende Rhythmus beschleunigte sich.

Die Menschen werden sich angegriffen fühlen, dachte das Gehirn. Die komplexe Defensivhaltung der Menschheit wird sich versteifen. Diese Haltung mit ruhiger Vernunft zu überwinden, wird sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein.

Wer kann mit Unvernunft vernünftig diskutieren?

Die Menschen mit ihren Göttern und ihren Akkumulationsgewohnheiten waren nicht leicht zu verstehen.

Dieses Akkumulationsverhalten wurde in den Büchern »Geschäft« genannt, aber der Sinn davon blieb dem Gehirn verborgen. Geld konnte nicht gegessen werden, es enthielt keine erkennbare Energie und war ein schlechtes Baumaterial. Die lehm beworfenen Flechtwerk hütten der ärmsten Menschen hatten mehr Substanz.

Doch die Menschen mühten sich dafür. Das Zeug mußte wichtig sein. Es mußte genauso wichtig oder wichtiger sein als ihre Gottesvorstellung, die etwas wie eine Höchste Integration zu bedeuten schien, deren Substanz und Aufenthaltsort nicht definiert werden konnten. Höchst beunruhigend.

Irgendwo, so fühlte das Gehirn, mußte es eine Denkmethode geben, die diese Dinge verständlich machen konnte. Wie seltsam war diese Umwandlung innerer Energie in die imaginären Visionen von Plänen, die sich über weite Strecken vom einfachen Denken zur Sicherung des Überlebens ablösen mußten. Wie subtil und wie schön war diese menschliche Entdeckung, die nun kopiert und den Bedürfnissen anderer Geschöpfe angepaßt wurde. Wie bewundernswert und erhebend war diese Manipulation des Universums, die nur in den passiven Bereichen der Vorstellung existierte.

Das Gehirn machte einen Versuch, menschliche Emotionen zu simulieren. Angst und Einssein mit dem Schwarm – diese konnte es verstehen. Aber die Vielschichtigkeit der Varianten, die Abart von Angst, die Haß genannt wurde – diese waren schwieriger.

Nicht ein einziges Mal dachte das Gehirn daran, daß es einmal Teil eines Menschen und solchen Emotionen unterworfen gewesen war. Das Eindringen dieser Gedanken war immer irritierend gewesen. Sie waren nach den Anweisungen des Gehirns selbst herausgeschnitten worden. Jetzt war es nur noch ungefähr wie sein menschliches Gegenstück, größer, komplizierter. Kein menschliches Kreislaufsystem könnte die Bedürfnisse seiner Ernährung und Versorgung befriedigen. Keine menschlichen Sinnesorgane könnten seinen gefräßigen Informationshunger stillen.

Es war einfach Gehirn, ein funktionaler Teil des Ganzen – wichtiger noch als die Königinnen.

»Welche Klasse von Menschen wurde getötet?« fragte es.

Die Antwort kam in leisen Zirptönen: »Arbeiter, Weibchen, unreife Menschen und einige unfruchtbare Königinnen.«

Weibchen und unreife Menschen, dachte das Gehirn. Die Erfahrung sagte, daß die menschliche Reaktion in solchen Fällen am heftigsten war. Rasches Handeln schien geboten.

»Welche Nachricht von unseren Boten, die die Barriere durchdrangen?«

Die Antwort kam: »Versteck der Botengruppe unbekannt.«

»Die Boten müssen gefunden werden. Sie müssen bis zu einem günstigeren Moment im Versteck bleiben. Dieser Befehl muß sofort verbreitet werden.«

Das Gehirn lauschte in sich hinein, während Spezialisten ausflogen, um zu tun, was es verlangt hatte.

»Wir müssen eine differenziertere Auswahl von Menschen fangen«, fuhr das Gehirn fort. »Wir müssen einen Anführer unter ihnen finden. Schickt Beobachter und Boten und Aktionseinheiten aus. Meldet so bald wie möglich.«

Das Gehirn nahm wahr, wie seine Befehle ausgeführt und weitergeleitet wurden, und es dachte darüber nach, wie die Botschaften über die Entfernung hinausgetragen wurden. Unbestimmte Frustrationen regten sich in ihm, Bedürfnisse, die unklar blieben und für die es keine Antworten hatte. Es formte Augen und richtete sie auf die Höhlenöffnung.

Volles Tageslicht.

Nun konnte es nur warten.

Warten war der schwierigste Teil der Existenz.

Das Gehirn begann diesen Gedanken zu untersuchen, bildete Folgesätze und mögliche Alternativen zum Prozeß des Wartens, stellte sich Projektionen physiologischen Wachstums vor, die das Warten überflüssig machen könnten.

Die Gedanken führten zu einer Art intellektuellen Verdauungsstörung, die die Arbeiterschwärme und Nahrungsbringer alarmierte. Sie umsummten und überliefen das Gehirn, schirmten es ab, gaben ihm Nahrung, bildeten kriegerische Phalanxen in der Höhlenmündung.

Diese Aktion erregte im Gehirn Besorgnis.

Es wußte, was seine Kohorten in Bewegung ge-

setzt hatte. Die Bewachung des kostbaren Kerns eines Schwärms war ein tief verwurzelter Überlebensinstinkt. Primitive Schwarmeinheiten konnten dieses Verhaltensmuster nicht verändern. Aber sie mußten es ablegen, das war klar. Sie mußten die Beweglichkeit der Bedürfnisse lernen, die Beweglichkeit des Urteils. Sie mußten lernen, jede Situation als eine einmalige Erscheinung zu sehen.

Ich muß lehren und lernen, dachte das Gehirn.

Es wünschte, daß Meldungen von den winzigen Beobachtern kämen, die es nach Osten geschickt hatte. Das Bedürfnis nach Informationen aus diesem Gebiet war enorm, denn die Brocken und Fetzen, die von den Horchposten eingefangen wurden, mußten miteinander in Zusammenhang gebracht werden.

Allmählich ließ die Aktivität der Schwärme nach, als das Gehirn sich auf sich selbst zurückzog.

Einstweilen warten wir, sagte es sich.

Und es stellte sich das Problem einer geringfügigen Genveränderung in einer flügellosen Wespenart, um das System der Sauerstofferzeugung zu verbessern.

Senhor Gabriel Martinho, Präfekt des nördlichen Mato Grosso, schritt erregt murmelnd in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Gelegentlich hielt er für einen Moment inne, um aus dem schmalen, hohen Fenster zu blicken, das die letzten Strahlen der Abendsonne einließ. Sein Sohn Joao saß schweigend auf einem mit Tapirleder bezogenen Sofa unter den

Bücherregalen, die zwei Wände des Raums einnahmen.

Der ältere Martinho war ein magerer kleiner Mann mit weißem Haar und tiefliegenden dunklen Augen über einer Adlernase. Sein Mund war schmallippig und scharf, sein Kinn lang und spitz zulaufend. Er trug einen altmodischen schwarzen Anzug, wie er seiner Position angemessen war. Sein gestärktes Hemd schimmerte blendendweiß neben dem Schwarz. Goldene Manschettenknöpfe glitzerten, als er mit südländischem Temperament gestikulierte.

»Ich bin ein Gegenstand des Gespötts!« rief er.

Joao nahm die Feststellung schweigend hin. Nachdem er eine volle Woche den Ausbrüchen seines Vaters gelauscht hatte, hatte Joao den Wert des Schweigens kennengelernt. Er blickte auf seine weiße Bandeirantenuniform, deren Hose in langschläftigen Dschungelstiefeln steckte – alles gewaschen und gebügelt und sauber, während seine Männer in der Serra dos Parecis schwitzten.

Im Raum begann es dunkel zu werden. Gewitterwolken, die sich den Horizont entlang auftürmten, beschleunigten den raschen Übergang zur Tropennacht. Es wetterleuchtete, und etwas später grollte ein ferner Donner.

Der Präfekt ging zur Tür, schaltete das Licht ein und blieb vor seinem Sohn stehen.

»Warum verbreitet mein eigener Sohn, der bekannte und für seine Erfolge ausgezeichnete Bandeirante, auf einmal Ansichten, die aus dem Buch der

Carson stammen könnten?«

Joao blickte zwischen seine Füße. Das seltsame Erlebnis auf der Plaza Titao Passos in Bahia, die Flucht vor der aufgebrachten Volksmenge, eben eine Woche zurück, schien eine Ewigkeit entfernt, kaum noch real. Dieser Tag hatte mehrere wichtige politische Figuren im Arbeitszimmer seines Vaters gesehen. Es hatte höfliche Begrüßungen für Joao Martinho und gedämpfte Konferenzen mit seinem Vater gegeben.

Der alte Mann kämpfte für seinen Sohn – Joao wußte dies. Aber der ältere Martinho konnte nur in der Weise kämpfen, die ihm in einem langen Politikerleben vertraut geworden war: durch das fast rituelle System von Beziehungen, mit Manövern hinter den Kulissen und dem Austausch von Macht- und Pfründenversprechungen, mit dem Ansammeln politischer Stärke, wo es zählte. Nicht ein einziges Mal war er bereit gewesen, auf Joaos Zweifel einzugehen. Er und Alvarez – jeder, der etwas mit dem Piratiningga zu tun gehabt hatte – standen zur Zeit in Mißkredit.

»Das Programm abbrechen?« stieß der alte Mann hervor. »Den Marsch nach Westen verzögern? Den Besiedlungsplan zurückstellen? Bist du verrückt? Wie, glaubst du, habe ich mich dreißig Jahre im Amt gehalten? Ich, ein Abkömmling von Hidalgos, die eine der ersten Capitanias beherrschten! Wir sind keine Matutos aus dem Busch, und doch nennen die Cabocios mich ›Vater der Armen‹. Diesen Namen

habe ich nicht durch Dummheit erworben.«

»Vater, wenn du nur ...«

»Sei still! Ich habe unseren kleinen Topf hübsch am Kochen. Alles wird gut sein.«

Joao seufzte. Seine Position hier erfüllte ihn mit Verdruß und Scham. Den alten Mann so zu beunruhigen ... Aber er war so engstirnig, so blind!

»Untersuchen, sagst du«, spottete der alte Mann. »Was untersuchen? Gerade jetzt können wir Untersuchungen und Mißtrauen und öffentliche Diskussionen nicht gebrauchen. Die Regierung, dank einwöchiger Seelenmassage durch meine Freunde, nimmt jetzt die Haltung ein, daß alles normal sei. Man neigt sogar dazu, die Umweltprediger und Carson-Anhänger für die Tragödie von Bahia verantwortlich zumachen.«

»Aber man hat keine Beweise«, sagte Joao. »Das hast du selbst zugegeben.«

»Beweise sind in einer solchen Zeit ohne Bedeutung«, erwiderte sein Vater. »Wir haben ein straff und autoritär geführtes Staatswesen. Es gibt keine oppositionelle Presse, die Schwierigkeiten machen könnte. Was jetzt allein zählt, ist, daß wir jeden Verdacht weit von uns schieben. Wir müssen Zeit gewinnen. Außerdem ist dies eine Sache, die ich dem militanten Flügel der Carson-Anhänger durchaus zutrauen würde.«

»Die haben gar nicht die Mittel für eine Panikmache mit so ausgeklügelten Mechanismen. Außerdem habe ich die Dinger aus nächster Nähe gesehen; das waren keine Roboter oder verkleidete Menschen.«

Es war, als ob der alte Mann nicht gehört hätte.

»Erst letzte Woche, einen Tag, bevor du wie ein verrückter Wirbelwind hier ankamst, sprach ich auf Bit-ten meines Freundes, des Landwirtschaftsministers, mit einer Gruppe von Vertretern kapitalkräftiger aus-ländischer Konzerne, die den Mato Grosso bereisten, um die Möglichkeiten der Rinderzucht und Fleisch-prodution im nördlichen Teil dieses Staates zu prü-fen. Du weißt, die Umwandlung des Urwalds in Weideland war dort oben bisher nicht möglich, weil das Vieh an Infektionskrankheiten verkümmerte, die von tropischen Insekten übertragen werden. Ich sagte ihnen, wir würden die grüne Zone in diesem Monat um zehntausend Hektar vergrößern. Und weißt du, was diese Herrschaften taten? Sie lachten mich aus! Sie sagten: ›Das glaubt Ihnen nicht mal Ihr eigener Sohn! Ich sehe jetzt, warum sie so etwas sagen. Das Programm zurückstellen, in der Tat!«

»Brasilien hat nichts davon, wenn ausländische Konzerne in großem Stil Rindfleisch für den Export in ihre Länder produzieren«, sagte Joao. »Es verliert den natürlichen Reichtum seiner Wälder, in den Regenzeiten wird der fruchtbare Boden in die Flüsse geschwemmt, und in dreißig Jahren haben wir nichts als Sumpf und Karst. Dein Freund, der Landwirt-schaftsminister, ist ein Idiot, wenn er das nicht sieht.« Joao begann sich entgegen seinem Vorsatz zu erregen.

»Die Experten der IBÖ ...«

»Die IBÖ! Dieser schlaue Chinese, dessen Gesicht dir nichts sagt! Er ist mehr Bahiano als die Bahianos

selbst, dieser gerissene Bursche. Und dieser neue weibliche Doktor! Er schickt sie überall hin, um zu schnüffeln und zu spionieren. Seine mae de santo, seine sidaga – die Geschichten, die man sich über diese Frau erzählt, sie haben es in sich, kann ich dir sagen. Erst gestern wurde gesagt ...«

»Ich will es nicht hören!«

Der alte Mann verstummte, starre auf ihn herab.
»Ahhh?«

»Sie ist eine sehr schöne Frau«, sagte Joao.

»Das habe ich gehört. Und viele Männer haben von dieser Schönheit gekostet – so heißt es.«

»Das glaube ich nicht!«

»Joao«, sagte der Präfekt. »Hör auf einen alten Mann, dessen Erfahrung ihm Weisheit gegeben hat. Das ist eine gefährliche Frau. Sie gehört mit Körper und Seele der IBÖ, und das ist eine Organisation, die sich oft in unsere Angelegenheiten einmischt. Du bist ein Mann, der sich mit seiner Tüchtigkeit einen Namen gemacht hat, dessen Fähigkeiten und dessen Erfolg ihm zweifellos Neid und Mißgunst eingetragen haben. Diese Frau soll eine Entomologin sein, aber ihre Handlungen scheinen auf etwas anderes hinzudeuten.«

»Das ist genug, Vater!«

»Wie du willst.«

»Sie wird bald hierherkommen«, sagte Joao. »Ich möchte nicht, daß deine gegenwärtige Haltung ...«

»Ihr Besuch hier könnte sich verzögern«, sagte der Präfekt.

Joao blickte ihn scharf an. »Warum?«

»Am vergangenen Dienstag, einen Tag nach deiner kleinen Episode in Bahia, wurde sie nach Goias geschickt. Ich vermute, sie soll dort die Arbeit der Bandeirantes kontrollieren. Wahrscheinlich schnüffelt sie bei den Stützpunkten herum – wenn sie noch lebt.«

Joaos Kopf kam mit einem Ruck hoch. »Was?«

»Wie ich über Gewärsleute aus dem Hauptquartier der IBÖ in Bahia erfuhr, soll sie überfällig sein. Ein Unfall, vielleicht. Es heißt, daß Direktor Chen Lu morgen höchstpersönlich auf die Suche nach ihr gehen werde. Was sagst du dazu?«

»Er schien sie zu mögen, als ich sie beide in Bahia sah, aber diese Geschichte über ...«

»Mögen ist gut. O ja, er scheint sie in der Tat zu mögen..«

»Du hast unschöne Gedanken, Vater.« Joao fühlte sich sehr beunruhigt. Der Gedanke, daß diese liebliche Frau irgendwo im tiefen Hinterland sei, notgeilandet im Sertao, vielleicht tot oder verletzt, hinterließ ein schlechtes Gefühl in seinem Magen.

»Vielleicht möchtest du dich an der Suchaktion beteiligen?«

Joao ignorierte diese spöttische Anregung und sagte: »Vater, der ganze Kreuzzug bedarf einer Ruhepause, während wir herausbringen, was schiefgegangen ist.«

»Wenn du in Bahia auch so geredet hast, kann ich es ihnen nicht verdenken, daß sie über dich hergefallen sind«, sagte der Präfekt. »Vielleicht hat diese er-

regte Menge ...«

»Du bringst alles durcheinander, Vater!« sagte Joao ärgerlich. »Außerdem weiß ich, was ich auf dieser Plaza gesehen habe!«

»Unsinn, aber regen wir uns nicht mehr darüber auf. Das muß jetzt aufhören. Du darfst nichts tun, was das wiedergewonnene Gleichgewicht stören könnte. Ich befehle es dir, hörst du?«

»Die Leute vertrauen den Bandeirantes nicht mehr«, sagte Joao.

»Manche mißtrauen euch noch, ja. Und warum nicht, wenn das, was ich eben von dir hörte, deine wirkliche Einstellung widerspiegelt?«

Es schien einfach nicht möglich, zu seinem Vater durchzudringen. »Es tut mir leid, daß ich dir Schwierigkeiten und Kummer bereitet habe, Vater«, sagte er. »Manchmal bedaure ich, daß ich ein Bandeirante bin. Aber wie hätte ich anders die Dinge lernen können, von denen ich dir berichtete? Die Wahrheit ist ...«

»Joao! Willst du mir sagen, daß du unsere Ehre beschmutzt hast? Hast du einen unehrlichen Eid geleistet, als du dich zum Dienst verpflichtetest?«

»So war es nicht, Vater.«

»Eh? Wie war es dann?«

»Ich glaubte daran – damals. Ich glaubte, daß wir mutierte Bienen züchten könnten, die an die Stelle der vorhandenen Insektenarten treten und alle Lücken in der Insektenökologie ausfüllen würden. Ich sah das Unternehmen als einen großartigen Kreuzzug an. Wie die Leute in China sagte ich: ›Nur die nützlichen

Insekten sollen leben!« Und ich glaubte es. Aber das ist jetzt eine Reihe von Jahren her, Vater. Inzwischen habe ich begriffen, daß unsere Vorstellungen von dem, was nützlich ist, auf keinem Verstehen von Zusammenhängen beruhen, sondern nur nach unseren unmittelbaren ökonomischen Bedürfnissen ausgerichtet sind. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß man dieses komplizierte Geflecht von Beziehungen und Einwirkungen, das die natürliche Ökologie im Gleichgewicht erhält, sehr gründlich studieren muß, bevor man darangehen kann, es vorsichtig zu verändern. Die Holzhammermethoden, mit denen wir arbeiten, richten mehr Schaden als Nutzen an. Sie sind ungeeignet. Wir müssen von unserem allzu primitiven Nützlichkeitssdenken herunterkommen.«

»Es war ein Fehler, dich in Europa ausbilden zu lassen«, sagte sein Vater. »Das mache ich mir zum Vorwurf. Ja – ich bin dafür verantwortlich. Dort hast du dieses Zeug aufgenommen, dieses ganze sentimentale Gewäsch der Carson-Anhänger. Für die Europäer ist es gut und schön; sie leiden nicht unter der Insektenplage tropischer Länder. Ihre Bevölkerung ist rückläufig; sie haben nicht so viele Münster zu füttern. Sie können sich solchen Luxus leisten. Aber mein eigener Sohn!«

»Draußen in den roten Zonen siehst du Dinge, Vater«, sagte Joao. »Dinge, die schwierig zu erklären sind. Die Pflanzen sehen dort gesünder aus, kräftiger. Die Früchte sind ...«

»Ein rein vorübergehender Zustand«, unterbrach

sein Vater. »Wir werden für alle Bedürfnisse, die sich zeigen, geeignete Bienen züchten. Die Schadinssekten nehmen uns das Essen vom Mund weg. Sie müssen vernichtet und durch Insektenformen ersetzt werden, die eine dem Menschen nützliche Funktion haben.«

»Viele Vogelarten sterben aus, Vater.«

»Wir retten die Vögel! Wir haben Exemplare von jeder Art in unseren Schutzgebieten. Wir werden ihnen Nahrung verschaffen!«

»Verschiedene Pflanzen sind mangels natürlicher Bestäubung bereits aus den grünen Zonen verschwunden.«

»Keine Nutzpflanze ist uns verlorengegangen!«

»Und was geschieht«, fragte Joao, »wenn unsere Barrieren von den Insekten durchbrochen werden, bevor wir die natürlichen Populationen ausgerottet und ersetzt haben? Was passiert dann?«

Der ältere Martinho schüttelte seinen knochigen Zeigefinger vor dem Gesicht seines Sohnes. »Dieser Unsinn muß aufhören! Ich will nichts mehr davon hören! Hast du verstanden?«

»Bitte beruhige dich, Vater.«

»Beruhigen soll ich mich? Wie kann ich mich angesichts dieser ... dieser Sachlage beruhigen? Du hier im Versteck, wie ein gewöhnlicher Verbrecher! Aufstände in Bahia und Recife und ...«

»Vater, hör auf!«

»Ich werde nicht aufhören. Weißt du, was die Bauern von Lacuia neulich zu mir sagten, diese Ma-

melucos? Sie sagten, die Bandeirantes reinfizierten die grünen Zonen, um ihre gutbezahlte Arbeit zu verlängern! Das ist, was der Mann auf der Straße darüber denkt!«

»Es ist absoluter Unsinn, Vater!«

»Natürlich ist es Unsinn! Aber es ist eine natürliche Folge von defäalistischem Gerede, wie ich es heute hier von dir gehört habe. Und alle Rückschläge, die wir erleiden, verleihen solchen Beschuldigungen zusätzliches Gewicht.«

»Rückschläge, Vater?«

»Ich habe es gesagt: Rückschläge.«

Gabriel Martinho wandte sich um, marschierte zu seinem Schreibtisch und zurück. Wieder blieb er vor seinem Sohn stehen, die Hände in die Hüften gestemmt. »Ich beziehe mich natürlich auf das Piratinga-Gebiet.«

»Unter anderem.«

»Du hast mit deinen Leuten dort gearbeitet.«

»Nicht eine Fliege ist uns entgangen!«

»Vor zwei Wochen war das Piratinga grüne Zone. Heute ...« Er zeigte auf seinen Schreibtisch. »Du hast den Bericht gelesen. Es wimmelt. Wimmelt!«

»Ich kann nicht jeden Bandeirante im Mato Grosso kontrollieren«, verteidigte sich Joao. »Wenn sie ...«

»Die Regierung hat für die Säuberung eine Frist von sechs Monaten gesetzt«, sagte der ältere Martinho, die Hände erhoben. Sein Gesicht war gerötet. »Sechs Monate. Drei davon fallen in die Regenzeit und zählen höchstens halb.«

»Wenn du nur zu deinen Freunden in der Regierung gehen und sie überzeugen würdest, daß ...«

»Sie überzeugen? Ich soll hingehen und ihnen zum politischen Selbstmord raten? Meinen Freunden? Der Präsident ist auf das Programm eingeschworen; es ist sein Lieblingskind, das ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des Landes sichern soll.« Er ließ seine Hände fallen. »Kannst du dir vorstellen, unter welchem Druck wir stehen? Kannst du dir vorstellen, was ich mir über die Bandeirantes und besonders über meinen eigenen Sohn anhören muß, wenn ich in Brasilia bin?«

Joao grub die Fingernägel in seine Handflächen, bis es schmerzte. Eine Woche hier war beinahe mehr, als er ertragen konnte. Er sehnte sich zu seinen Männern zurück. Sein Vater war zu lange in der Politik gewesen, um sich noch verändern zu können. Wenn er nur nicht so erregbar wäre. Vor zwei Jahren hatte er einen Infarkt erlitten, aber er war nicht ruhiger geworden.

»Du regst dich unnötig auf, Vater, sagte er.

Die Nasenflügel des Präfekten blähten sich; er beugte sich zu seinem Sohn. »Wir haben bereits zwei Endtermine überschritten – im Piratininga und im Tefe. Das ist Land dort drinnen, verstehst du nicht? Und es gibt keine Menschen in diesem Land, die es bebauen, die es produktiv machen!«

»Im Piratininga hatten wir keine volle Barriere, Vater. Wir hatten bloß gesäubert und mit Insektiziden und Ultraschallquellen gesichert ...«

»Ja! Und wir gewannen eine Terminverlängerung, als ich verkündete, daß mein Sohn und der ebenso tüchtige und verlässliche Borromeu Alvarez das Piratininga-Gebiet gesäubert hätten. Wie erklärst du jetzt, daß es reinfiziert ist, daß wir die Arbeit noch einmal machen müssen?«

»Ich erkläre es nicht.«

Es war klar, daß er mit seinem Vater nicht argumentieren konnte. Es war im Verlauf der Woche zunehmend klarer geworden. Und doch mußte der alte Mann überzeugt werden! Jemand mußte überzeugt werden. Jemand von der politischen Statur seines Vaters mußte die Regierung aufrütteln, mußte sie zwingen, unangenehme Wahrheiten zur Kenntnis zu nehmen.

Der Präfekt kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Er nahm ein Kruzifix auf, eine schöne barocke Elfenbeinschnitzerei aus der Schule des großen Aleijachhho. Er betrachtete es, offenbar, um sein inneres Gleichgewicht wiederherzustellen, aber seine Augen wurden weit und starr. Langsam legte er das Kruzifix auf den Schreibtisch zurück und stierte darauf.

»Joao«, flüsterte er.

Sein Herz! dachte Joao. Er sprang auf und stürzte zu seinem Vater. »Vater! Was ist?«

Der ältere Martinho zeigte mit zitternder Hand auf das Kruzifix.

Durch die Dornenkrone, über das gequälte Elfenbeingesicht und die gespannten Muskeln der Christusfigur kroch ein Insekt. Es hatte die Farbe des El-

fenbeins und war ungefähr wie ein Käfer geformt, doch fehlten die harten Flügeldecken, und der Kopf war groß und mit ungewöhnlich langen, pelzig behaarten Fühlern ausgestattet.

Der ältere Martinho faltete eine Zeitung, um das Insekt totzuschlagen, aber Joao hielt ihn zurück.

»Warte. Dies ist eine neue Art. Ich habe noch nie etwas wie dies gesehen. Gib mir eine Taschenlampe. Wir müssen ihm folgen und herausbringen, wo es sein Nest hat.«

Der Präfekt murmelte nervös, während er in den Schubladen suchte und seinem Sohn eine kleine Stablampe reichte. Joao nahm sie und beobachtete das Insekt.

»Wie seltsam es ist«, sagte er. »Sieh nur, wie genau seine Färbung dem Elfenbein entspricht.«

Das Insekt verhielt und richtete seine Fühler auf die Männer.

»Wenn ich mich richtig an die Beschreibung erinnere«, sagte Joao, »dann wurde letzten Monat ein ähnliches Insekt in einer der Grenzstädte gefunden. Es war innerhalb der grünen Zone und lag tot auf einem Uferpfad. Zwei Einwohner fanden es, als sie nach einem kranken Mann suchten, und brachten es den Bandeirantes zur Untersuchung.« Joao blickte seinen Vater an. »In den neuen grünen Zonen wird sehr auf Krankheiten geachtet, weißt du. Es hat Epidemien gegeben ... und das ist eine andere Sache.«

»Es gibt keinen Zusammenhang«, schnappte sein Vater.

»Ohne Insekten, die Krankheiten übertragen, werden wir weniger Seuchen und Epidemien haben.«

»Vielleicht«, sagte Joao, aber sein Ton verriet, daß er es nicht glaubte. »Ich wette, dieses Insekt ist eine von den spontanen Mutationen«, fuhr er fort. »Vielleicht sollten wir es fangen und ins Laboratorium bringen. Kannst du mir ein Glasgefäß oder was geben?«

Der ältere Martinho blieb neben seinem Schreibtisch stehen. »Wirst du sagen, wo es gefunden wurde?«

»Natürlich.«

»Du würdest nicht zögern, uns ein weiteres Mal der Lächerlichkeit preiszugeben, nicht wahr?«

»Aber Vater ...«

»Kannst du dir nicht denken, was sie sagen werden? In seinem eigenen Haus wurde dieses Insekt gefunden. Es ist eine seltsame neue Art. Vielleicht züchtet er sie dort, um die grüne Zonen zu reinfizieren.«

»Nun redest du Unsinn, Vater. Mutationen unter den bedrohten Insektenarten sind häufig geworden, seit das Programm läuft. Das Besprühen mit allen möglichen Giften, die Ultraschallbarrieren – alles das erzwingt spontane Veränderungen der Gene. Bring mir irgendeinen Behälter, Vater. Ich muß dieses Insekt im Auge behalten, sonst würde ich selbst einen holen.«

»Und du wirst sagen, wo du es gefunden hast?«

»Ich kann nicht anders handeln! Wir müssen die-

ses ganze Gebiet abriegeln und die Nester ausfindig machen. Natürlich könnte es ein Zufall sein, ein einzelnes Exemplar, das sich hierher verirrt hat, aber ...«

»Oder ein absichtlicher Versuch, mich in Verlegenheit zu bringen.«

Joao blickte auf. Das war auch eine Möglichkeit. Sein Vater hatte Feinde. Und auch die Carson-Anhänger mußten in Betracht gezogen werden. Sie waren überall, und die Zahl ihrer Sympathisanten wuchs, besonders unter der Intelligenz. Es gab Fanatiker, denen ein solcher Plan zuzutrauen war. Trotzdem ...

Joao richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das bewegungslos verharrende Insekt. Sein Vater mußte überzeugt werden, und hier war eine gute Möglichkeit.

»Unsere früheren Insektizide«, sagte er, »vernichtete die Schwachen und ließen diejenigen übrig, die gegen diese Bedrohung immun waren. Es entstanden immune Populationen. Heute verwenden wir Gifte, die keine solchen Hintertüren offen lassen. Trotzdem entwickeln die Insekten wieder Formen, die weitgehend resistent sind. Dies hier ist eine Art von Käfer, Vater, und irgendwie kam er durch die tödlichen Barrieren. Ich werde dir was zeigen.«

Joao zog eine lange, dünne Pfeife aus glänzendem Metall aus seiner Brusttasche. »Es gab eine Zeit, wo wir mit diesen Dingern zahllose Käfer in den Tod lockten. Wir brauchten die Pfeifen nur auf ihr Attraktionsspektrum einzustimmen.« Er setzte die Pfeife an

die Lippen und blies hinein, während er das Ende langsam drehte.

Kein hörbarer Ton kam aus dem Instrument, aber die Fühler des Insekts zuckten, tasteten in der Luft.

Joao setzte die Pfeife ab.

»Du siehst, er hat sich nicht bewegt«, sagte Joao. »Er ist ein Käfer und sollte von dieser Pfeife angezogen werden, aber er bewegte sich nicht vom Fleck. Und ich glaube, Vater, daß es Hinweise auf eine gefährliche Intelligenz unter diesen Kreaturen gibt. Sie sind weit davon entfernt, ausgerottet zu werden, Vater. Und ich glaube, Vater, daß sie im Begriff sind, zurückzuschlagen.«

»Gefährliche Intelligenz, pah!« sagte sein Vater.

»Du mußt mir glauben, Vater«, sagte Joao eindringlich. »Niemand hört auf uns, wenn wir Bandeirantes berichten, was wir gesehen haben. Sie lachen und sagen, wir seien zu lange im Busch gewesen. Und wo sind unsere Beweise? Sie sagen, solche Geschichten könne man von unwissenden Cabocios erwarten. Und dann beginnen sie zu zweifeln und uns zu mißtrauen.«

»Mit gutem Grund, sage ich.«

»Du willst deinem eigenen Sohn nicht glauben?«

»Was hat mein Sohn gesagt, das ich glauben kann?« Der Präfekt richtete sich auf und starrte Joao kalt in die Augen.

»Letzten Monat verlor Antonil Habaos Gruppe drei Männer im westlichen Goias, die ...«

»Unfälle.«

»Sie wurden mit Ameisensäure und Copahuöl getötet.«

»Sie waren unvorsichtig mit ihren Giften. Menschen werden unachtsam, wenn sie täglich mit gefährlichen Giften umgehen.«

»Nein! Die Ameisensäure war ungewöhnlich stark, ein Konzentrat, aber sonst identisch mit der, die von Insekten erzeugt wird. Die Männer waren davon durchnäßt.«

Der Präfekt zeigte auf das Insekt auf dem Kruifix, die Augenbrauen ungläubig hochgezogen, ein spöttisches Lächeln um den Mund. »Du willst mir erzählen, daß blinde Kreaturen wie diese ...?«

»Sie sind nicht blind.«

»Nicht im buchstäblichen Sinne, aber ohne Intelligenz«, sagte der Präfekt. »Du kannst nicht im Ernst behaupten wollen, daß solche Kreaturen Menschen angriffen und töteten.«

»Warum nicht, wenn sie sich bedroht fühlten? So etwas hat es schon immer gegeben. Aber das ist nicht, worauf ich hinauswill, Vater. Wir müssen noch genau bestimmen, wie die Männer ums Leben kamen. Wir haben nur die Leichen und das physikalische Beweismaterial. Aber es hat andere Todesfälle gegeben, Vater, und Vermißte, und Meldungen über seltsame Kreaturen, die Bandeirantes angreifen. Mit jedem Tag wird uns klarer, daß ...«

Er verstummte, als das Insekt vom Kruzifix auf den Schreibtisch krabbelte. Sofort veränderte es seine Färbung und paßte sich dem Dunkelbraun des

Holzes an.

»Bitte, Vater – gib mir ein Glas.«

Der Käfer erreichte die Schreibtischkante, zögerte. Seine langen Fühler tasteten zurück, wedelten in der Luft, richteten sich vorwärts.

»Ich bringe dir ein Glas«, sagte der Präfekt. »Aber zuerst mußt du versprechen, daß du in deinem Bericht den genauen Ort, wo dieses Insekt gefunden wurde, verschweigen wirst.«

»Vater, ich ...«

Der Käfer öffnete seine Flügel und schwirrte durch den Raum, landete an der Wand neben dem Fenster. Dort lief er mit erstaunlicher Schnelligkeit über den Sims und verschwand in einem Spalt neben dem Fensterrahmen.

Joao schaltete die Taschenlampe ein, lief hinüber und untersuchte das Loch.

»Wie lange ist dieser Spalt schon da, Vater?«

»Seit Jahren. Ich glaube, seit einem Erdbeben, mehrere Jahre bevor deine Mutter starb.«

Joao rannte zur Tür und durch den Korridor, die Steintreppe hinunter und aus der Haustür in den Garten. Er leuchtete die Hauswand im Umkreis des Fensters ab.

»Joao, was machst du da?«

»Meine Arbeit, Vater.« Joao blickte zurück und sah, daß sein Vater ihm in den Garten gefolgt war. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Hauswand, ließ den Lichtkegel langsam abwärts wandern, bis er den Boden erreichte. Dann kauerte er nieder

und suchte die Erde ab, spähte unter jeden Brocken, jedes Grasbüschel. Er nahm sich die Beete und Sträucher vor, dann den Rasen. Sein Vater kam langsam auf ihn zu.

»Siehst du es?«

»Nein.«

»Wahrscheinlich weggeflogen.« Seine Stimme war ruhig, fast erleichtert. »Du hättest mir erlauben sollen, es totzuschlagen.«

Joao stand auf und starrte hinauf zu den Dachbalken und den Rundziegeln. Dort oben gab es Schlupfwinkel genug. Aber wahrscheinlich hatte sein Vater recht. Das Insekt war weggeflogen. Es war sinnlos, hier draußen weiterzusuchen. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Nur das Licht aus dem Studierzimmer seines Vaters und die Taschenlampe in seiner Hand legten Schneisen in die tropische Nacht.

Ein durchdringendes Zirpen, das die Ohren schmerzen machte, erfüllte plötzlich die Luft. Es schien aus dem hinteren Teil des Gartens zu kommen, der mit einer Mauer an die Straße grenzte. Selbst als das Geräusch aufgehört hatte, schien es noch um sie in der Luft zu hängen. Joao fühlte sich von einem Schauer überlaufen. Er wandte sich zur Einfahrt, wo er seinen kleinen Transporter geparkt hatte, leuchtete hinüber.

»Was für ein seltsames Geräusch«, sagte sein Vater. »Ich ...« Er brach ab, stierte auf den Rasen. »Was ist das?«

Der Rasen schien in Bewegung wie eine Welle, die sich im seichten Küstenwasser verläuft. Sie war noch einige zehn Schritte entfernt, kam aber rasch näher, eine unwirkliche Erscheinung. Schon war sie zwischen ihnen und dem Hauseingang.

Joao packte seinen Vater am Arm. Er zwang sich zur Ruhe, um den alten Mann nicht noch mehr zu erregen. »Wir müssen zu meinem Transporter, Vater. Wir müssen über sie laufen.«

»Über ... sie?«

»Dies sind solche Insekten wie das, was wir drinnen gesehen haben, Vater – Millionen von ihnen. Sie greifen an. Vielleicht sind sie keine Käfer. Vielleicht sind sie mehr wie Wanderameisen. Wir müssen zum Transporter. Dort habe ich Ausrüstungen, um sie abzuwehren. Im Transporter werden wir sicher sein. Es ist ein Bandeirante-Transporter, Vater. Du mußt mit mir laufen, verstehst du? Ich werde dich stützen, aber du darfst nicht straucheln und unter sie fallen.«

»Ich verstehe.«

Sie begannen zu laufen. Joao hielt seines Vaters Arm und wies den Weg mit dem Licht. Als sie in den Strom der Insekten kamen, sprangen die Tiere vor ihnen zur Seite und öffneten einen Pfad, der sich hinter ihnen wieder schloß.

Der weiße Rumpf des Transporters ragte ungefähr fünfzehn Meter vor ihnen aus den Schatten.

»Joao ... mein Herz«, keuchte der alte Mann.

»Du kannst es schaffen«, schnaufte Joao. »Es ist nicht mehr weit. Schneller!« Er zog seinen Vater mit

sich, und auf den letzten Meter wurde es mehr ein Tragen als ein Ziehen.

Joao riß die Seitentür auf, schlug auf den Lichtschalter, griff nach Schutzanzug und Sprühgewehr – und hielt inne. Er wandte den Kopf und starrte ins gelbe Licht der Kabine.

Zwei Männer saßen dort – Indios aus dem Sertao, nach ihrem Aussehen zu schließen, mit dunklen, glitzernden Augen und schwarzen Ponyfrisuren unter Strohhüten. Sie sahen wie Zwillinge aus, identisch bis zu den Autoreifen-Sandalen, den abgerissenen, schmutziggrauen Kleidern und den ledernen Schulterbeuteln. Die käferähnlichen Insekten krabbelten um sie her, waren an den Wänden, an der Decke und auf den Instrumenten.

»Was – was zum Teufel ist das?« keuchte Joao.

Einer der Indios hob eine Flöte und machte eine beschwichtigende Geste damit. Er sprach in einer rauh schnarrenden, seltsam akzentuierten Stimme.

»Kommt. Nichts wird euch geschehen, wenn ihr gehorcht.«

Joao fühlte seinen Vater zusammensacken, fing ihn auf und hielt ihn in seinen Armen. Wie leicht er war. Sein Atem ging kurz und schnell. Sein Gesicht war bläulich angelaufen. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

»Joao«, flüsterte er. »Schmerz ... meine Brust.«

»Die Medizin«, sagte Joao. »Wo ist deine Medizin?«

»Haus«, wisperte der alte Mann. »Schreibtisch.«

»Er scheint zu sterben«, krächzte einer der Indios. Joao wandte den Kopf zu ihnen und sagte wild: »Ich weiß nicht, wer ihr seid und warum ihr diese Käfer hier losgelassen habt, aber mein Vater ist am Sterben und braucht Hilfe. Macht Platz, daß ich ihn legen kann!«

»Du gehorchst, oder beide sterben«, sagte der Indianer mit der Flöte.

»Er braucht seine Medizin und einen Arzt«, sagte Joao verzweifelt. Die Art und Weise, wie der Indianer seine Flöte auf ihn gerichtet hielt, gefiel ihm nicht; sie legte den Gedanken nahe, daß das Instrument eine Waffe war.

»Welcher Teil hat versagt?« fragte der andere Indianer, die glitzernden schwarzen Augen auf Joaos Vater gerichtet.

»Es ist sein Herz«, sagte Joao. »Ihr Bauern denkt vielleicht, er sei nicht schnell genug gelaufen, um ...«

»Nicht Bauern«, sagte der mit der Flöte. »Herz?«

»Pumpe«, sagte der andere.

»Pumpe«, sagte der Indianer mit der Flöte. Er stand von der Klappbank auf und machte eine auffordernde Geste. »Leg Vater hierher.«

Der andere stand gleichfalls auf und trat zur Seite.

Trotz seiner Angst um seinen Vater war Joao von diesem seltsamen Paar fasziniert. Ihre Gesichter waren bartlos, ihre Haut feinporig und glatt und makellos, braunoliv in der Farbe. Sie mußten noch sehr jung sein, dachte er. Und diese glitzernde Brillanz ihrer Augen! Hatten sie sich mit irgendeinem india-

nischem Rauschmittel aufgeputscht?

»Leg Vater hierher«, wiederholte der mit der Flöte und zeigte auf die Klappbank. »Hilfe kann ...«

»Erreicht werden«, sagte der andere.

»Erreicht werden«, sagte der mit der Flöte.

Joao blickte unschlüssig zu den wimmelnden Insekten an den Wänden. Sie waren wirklich wie das im Arbeitszimmer. Identisch.

Der Atem des alten Mannes ging jetzt sehr schnell und kurz. Er hatte die Augen geschlossen.

Er stirbt, dachte Joao in hilfloser Verzweiflung.

»Hilfe kann erreicht werden«, wiederholte der Indio mit der Flöte geduldig. »Nichts wird euch geschehen, wenn ihr gehorcht.« Er hob seine Flöte, richtete sie auf Joao. »Gehorche.«

Die Geste war unmißverständlich. Das Ding war eine Waffe.

Joao trat vorwärts und ließ seinen Vater behutsam auf die gepolsterte Bank nieder.

Der Indio mit der Flöte bedeutete ihm, zurückzutreten, und er gehorchte.

Der andere Indio beugte sich über den Kopf des alten Mannes, zog ein Augenlid hoch. Die Bewegung hatte eine professionelle Sicherheit, die Joao verwirrte. Der Indio drückte sanft auf das Zwerchfell des Sterbenden, löste seinen Gürtel und öffnete seinen Kragen. Ein stummeliger brauner Finger befühlte die Halsschlagader.

»Sehr schwach«, schnarrte der Indio.

Joao starrte ihn in sprachloser Verwunderung an.

Was für ein Mann war dieser Bugre, dieser abgerissene Indio aus dem Sertao, der sich wie ein Arzt benahm?

»Krankenhaus«, sagte der Indianer.

»Krankenhaus?« fragte der mit der Flöte.

Der andere gab ein leises, eigenartig moduliertes Zischen von sich.

»Krankenhaus«, sagte der mit der Flöte.

Dieses Zischen! Es erinnerte Joao an das Geräusch, das sie zuvor im Garten gehört hatten.

Der Indio stieß ihn mit der Flöte an und sagte:

»Du. Geh nach vorn und bediene dieses ...«

»Fahrzeug«, sagte der neben Joaos Vater.

»Fahrzeug«, sagte der mit der Flöte.

»Krankenhaus?« sagte Joao bittend.

»Krankenhaus«, bestätigte der mit der Flöte.

Joao zögerte, warf einen weiteren Blick zu seinem Vater. Der alte Mann lag so still. Der andere Indio war bereits dabei, ihn für den Flug anzuschnallen. Trotz seines hinterwäldlerischen Aussehens machte er einen ungemein kompetenten Eindruck.

»Gehorche«, sagte der Indio mit der Flöte.

Joao zog seinen Kopf ein und stieg durch die offene Luke ins Bugabteil. Der bewaffnete Indio folgte ihm. Einzelne Regentropfen trafen die gebogene Windschutzscheibe. Joao zwängte sich in den Pilotensitz. Im Abteil wurde es dunkel, als die Luke geschlossen wurde. Joao drückte auf einen Knopf, und der rückwärtige Einstieg schloß sich mit einem dumpfen Schlag. Joao schaltete die Instrumentenbe-

leuchtung und die äußeren Positionslichter ein. Der Indio kauerte hinter ihm, die Flöte in Bereitschaft.

Eine Art Pfeilschleuder mit einer Druckfeder im Innern, mutmaßte Joao. Wahrscheinlich mit einem Giftpfeil geladen.

Er schaltete die Zündung ein und schnallte sich fest, während er die Turbinen anlaufen ließ. Der Indianer kauerte ohne Sicherheitsgurte hinter ihm – verwundbar, wenn die Maschine scharf in Rückenlage gerissen würde.

Joao bestätigte den Kommunikationsschalter und blickte in den kleinen Bildschirm, der ihm eine Ansicht des Heckabteils zeigte. Sein Vater lag sicher angeschnallt auf der Bank, und der andere Indio saß bei seinem Kopf.

Die Turbinen erreichten die für einen Senkrechstart erforderliche Drehzahl. Joao schaltete die Scheinwerfer ein, vergewisserte sich, daß die schwenkbaren Turbinengehäuse außen am Rumpf senkrecht gestellt waren, und ließ den Transporter abheben. Er ging auf fünfzehn Meter Höhe und schwenkte die Turbinen langsam nach vorn. Die Maschine nahm Fahrt auf, und er konnte die Turbinen drosseln, als der Wind unter die kurzen Tragflächen griff. Er nahm Kurs auf die Lichterkette einer breiten Ausfallstraße.

Eine Hand zeigte über seine Schulter nach rechts, und der Indio sagte: »Dorthin, zum Berg.«

Die Alejandro-Klinik liegt an den Vorbergen, dachte Joao. Ja, die Richtung stimmt.

Er korrigierte den Kurs und ging auf fünfzig Meter, um nicht mit Baumwipfeln zu kollidieren. Er schaltete die Gegensprechanlage zum hinteren Abteil ein, drehte am Verstärker.

Nur ein leises Zischen und Kratzen. Er drehte den Verstärker ganz auf. Die Anlage hätte jetzt die Atemzüge und den Herzschlag des alten Mannes hörbar machen sollen, denn bei dieser Einstellung klang eine fallende Stecknadel wie ein Hammerschlag.

Aber außer diesem Zischen und Kratzen gab es kein Geräusch.

Die Lichter und die dunkle Landschaft vor seinen Augen verschwammen in Tränen. Er zwinkerte heftig, biß die Zähne zusammen.

Mein Vater ist tot, dachte er. Getötet von diesen verrückten Hinterwäldlern.

Er spähte in den kleinen Bildschirm und bemerkte, daß der Indianer die Herzgegend des toten alten Mannes massierte. Das rhythmische Kratzen entsprach den Bewegungen.

Die Stadt blieb zurück. Zur Klinik, ja, dachte er traurig und erbittert. Aber es ist zu spät.

In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß überhaupt keine Herzschläge aus dem hinteren Abteil kamen, nur dieses langsame, rhythmische Kratzen und Zischen. Und nun, da sein Gehör angespannt nach Geräuschen suchte, hörte er hinter diesem Vordergrund noch ein feines Summen und Zirpen in allen Lagen der Tonleiter. Das mußten die Insekten sein.

»Zu den Bergen, dort«, sagte der Indianer hinter ihm. Wieder schob sich die Hand über seine Schulter, um nach rechts zu zeigen.

Die Hand war dicht vor seinen Augen, und Joao sah im Schein der Instrumentenbeleuchtung, wie die Fingerglieder unter ihrer Haut die Position veränderten. Hier und dort zeichneten sich die Umrisse kleiner Körper durch die gespannte Haut ab.

Die Käfer!

Die Finger bestanden aus ineinander verhakten Käfern, die im Gleichtakt zusammenarbeiteten!

Joao sah sich um und starre in die Augen des Indianers, entdeckte nun, warum sie so seltsam glitzerten: sie waren aus Tausenden winziger Facetten zusammengesetzt, die das Licht in ungezählten winzigen Punkten spiegelten.

»Krankenhaus dort«, sagte das Wesen hinter ihm und zeigte wieder.

Joao wandte sich seinen Instrumenten zu. Er war nahe daran, die Fassung zu verlieren. Sie waren keine Indianer ... sie waren nicht einmal Menschen. Sie waren Insekten. Sie waren ein ganzer Insekten Schwarm, geformt und organisiert, um einen Menschen nachzuahmen.

Die Folgerungen aus dieser ungeheuerlichen Entdeckung rasten durch seinen Verstand. Wie trugen sie ihr Gewicht? Wie ernährten sie sich? Wie atmeten sie?

Wie sprachen sie?

Welche Intelligenz hatte sie alles das gelehrt?

Jede persönliche Sorge mußte der Notwendigkeit untergeordnet werden, diese Informationen und ihren Beweis in eins der großen Regierungslaboratorien zu bringen, wo die Tatsachen erforscht werden könnten.

Selbst der Tod seines Vaters konnte jetzt nicht berücksichtigt werden. Joao wußte, daß er eins von diesen Dingern fangen mußte. Er reichte nach oben, schaltete den Sender ein und stellte das Funkfeuer auf Heimatruf. Dann hoffte er, daß einer seiner Leute wach sein und den Empfänger eingeschaltet haben würde.

»Mehr nach rechts«, krächzte die Kreatur hinter ihm.

Wieder berichtigte Joao seinen Kurs.

Die Stimme, dieses harte, kratzende Organ! Wie konnte die Kreatur eine solche Nachahmung menschlicher Sprache produzieren? Die Koordination und Intelligenz, die für die Lösung einer derart schwierigen Aufgabe nötig waren, hatten Implikationen von ungeheurer Tragweite.

Joao ließ den Transporter steigen, als er das Hügelland erreichte. Der Mond stand hoch im Himmel; im Westen wetterleuchtete es. Bald mußte er die Barriere der grünen Zone überfliegen. Nur noch wenige, weit verstreute Lichter blinzelten durch die Nacht herauf. Der Transporter flog schneller, als Joao lieb war, aber er wagte die Geschwindigkeit nicht zu verringern. Sie könnten mißtrauisch werden.

»Du mußt höher gehen«, sagte die Kreatur hinter ihm.

Joao gehorchte. Die Barriere der Bandeirantes kam in Sicht, eine dünne Lichterkette mit weiten Zwischenräumen, die sich hügelauf hügelab durch das dunkle Land zog. Jedes Licht markierte einen Beobachtungsturm. Joao fing die Barrieresignale auf und blickte über die Schulter zu seinem Bewacher. Die Ultraschallvibrationen der Barriere schienen keinen Effekt auf die Kreatur zu haben.

Joao blickte aus dem Seitenfenster hinab, als sie die Barriere überflogen. Er wußte, daß niemand dort unten Radiokontakt mit ihm herstellen würde. Dies war ein Bandeirante-Transporter auf dem Weg in die rote Zone – eine alltägliche Sache.

Eine Stunde später kam die silbrige Mäanderlinie des Rio Araguaia in Sicht, und er überlegte, ob er den Radioempfänger einschalten solle. Es schien riskant, denn wenn seine Männer den Heimatruf gehört hatten und sich meldeten, könnte es die Kreaturen mißtrauisch machen.

Lieber nicht, dachte er. Die Leute werden merken, daß etwas nicht in Ordnung ist, wenn ich nicht antworte. Sie werden folgen.

Wenn einer von ihnen meinen Ruf empfängt.

»Wie weit fliegen wir?« fragte er.

»Sehr weit.«

Joao stellte sich auf eine lange Reise ein. Ich muß geduldig sein, sagte er sich. Ich muß geduldig sein wie eine Spinne, die neben ihrem Netz wartet.

Stunden verrannen im Singen der Turbinen: zwei, drei ... vier.

Nichts als Urwald und Savanne zogen unter der Maschine vorbei, unterbrochen von gelegentlichen Flussläufen. Der Mond hing gelblichrot und matt über dem Horizont. Dies war ein Ausläufer der riesigen roten Zone, deren Finger vom Amazonasbecken weit nach Goias und Minas Gerais ausgriffen. Und dies war die Gegend, wo man die ersten Großversuche mit kombinierten Insektiziden gemacht hatte, die von Flugzeugen versprüht worden waren – mit verhängnisvollen Resultaten. Denn dies war auch die Gegend, wo man die ersten spontanen Mutationen entdeckt hatte.

»Wie weit noch?« fragte Joao.

»Bald.«

Joao befielte den roten Nothebel, mit dem er den Bugteil des Transporters absprengen konnte. Die Stummeltragflächen und die zwei vorderen Turbinen konnten ihn im Notfall ins Gebiet der Bandeirantes zurückbringen, sollte es ihm gelingen, seinen Bewacher kampfunfähig zu machen.

»Krankenhaus für Vater ... voraus«, sagte die Kreatur.

Über dem Sertao von Goias lag eine matte graue Linie, die den Horizont einfaßte. Bald würde es Tag sein.

»Dort«, sagte die Kreatur hinter ihm. Die unheimliche Hand schob sich wieder über Joaos Schulter und zeigte zu einer Reihe schwarzer Klippen, deren Füße in weißlichen Dunst gehüllt waren. Anscheinend gab es dort einen Fluß, verborgen in einer Urwaldschlucht.

Mehr brauche ich nicht zu wissen, dachte Joao. Ich kann diese Stelle leicht wiederfinden.

Sein Fuß trat ein Pedal nieder und löste eine große, orangefarbene Markierungswolke aus, die niedersinken und eine Fläche von ungefähr einem Quadratkilometer einfärben würde. Dann zog er den Nothebel und zählte stumm die fünf Sekunden Verzögerung bis zur automatischen Zündung der Absprengladung.

Es gab eine krachende Entladung und einen heftigen Vorwärtsruck, der die Kreatur hinter ihm gegen die Rückwand schleuderte. Er stabilisierte die Bugzelle, gab Gas und ging in eine scharfe Linkskurve. Nun konnte er den abgesprengten Heckteil langsam in die orangefarbene Wolke absinken sehen. Ein großer, weiß und rot gestreifter Fallschirm, der mit der Sprengung ausgelöst worden war, blähte sich über dem Heckteil und bremste seinen Fall in den dämmerrigen Dschungel.

Ich werde zurückkommen, Vater, dachte Joao. Du wirst unter Angehörigen und Freunden begraben werden.

Er stellte die Steuerung auf Geradeausflug fest und wandte sich um, entschlossen, es mit seinem Bewacher auszumachen.

Ein entsetztes Keuchen brach von seinen Lippen.

Die Rückwand der Bugzelle wimmelte von Insekten, und dichte Trauben von ihnen hingen um etwas Gelblichweißes, Pulsierendes. Das graue Hemd und die schäbige Hose waren zerrissen, aber Insekten reparierten sie bereits und spannen Fasern, die sie mit

dem Stoff verflochten. Neben dem pulsierenden Sack war noch etwas, das wie ein dunkelgelber Beutel aussah, und durch die wimmelnden Insekten waren Teile eines braunen Skeletts von vertrauter Gliederung zu erkennen.

Es sah wie ein menschliches Skelett aus – aber es war dunkel und chitinartig.

Vor seinen Augen setzte dieses Ding sich wieder zusammen. Die Insekten krochen übereinander und durcheinander, als ob jedes genau wußte, welche Position es einzunehmen hatte. Die flötenähnliche Waffe war nicht zu sehen, und der Lederbeutel war in eine Ecke geschleudert worden, aber die Augen der unheimlichen Kreatur waren in ihren braunen Höhlen und starrten ihn an. Der Mund begann sich neu zu bilden.

Der dunkelgelbe Beutel zog sich zusammen, und eine Stimme kam aus dem halbgeformten Mund.

»Du mußt hören«, krächzte sie.

Joao schluckte qualvoll, warf sich herum und packte die Steuerhebel. Eine Sekunde später rotierte die Maschine wie wild um ihre Achse. Joao richtete sie erst wieder aus, als ihn so schwindelte, daß er glaubte, ohnmächtig zu werden.

Ein hohes, durchdringendes Summen wurde hinter ihm laut, ein wütendes Geräusch, das seinen ganzen Körper in eine üble Vibration zu versetzen schien. Etwas krabbelte in seinem Nacken. Er schlug danach, fühlte es unter seiner Hand zerplatzen.

Von da an konnte er nur noch an Flucht denken.

Er beschleunigte die Maschine, biß die Zähne zusammen, versuchte die zornigen Insekten mit der freien Hand von seinem Gesicht fernzuhalten, hielt verzweifelt Ausschau nach irgendwelchen Zeichen menschlichen Lebens, fühlte die brennenden Stiche überall an seinem Körper. Es war die Hölle.

Irgendwann sah er einen weißlichen Flecken in einer Savanne, hielt darauf zu und entdeckte eine Gruppierung von Zelten in einer Flusschleife, eingehaumt von Galeriewäldern. Neben den Zelten war die Fahne der IBÖ ausgelegt, ein kleiner grün-gelb gestreifter Punkt. Ein Transporter mit den Zeichen seiner eigenen Gruppe stand dort unten.

Die Zelte rasten heran. Joao fing die Maschine ab, schwenkte die Turbinengehäuse langsam aufwärts und zielte auf eine freie Fläche in sicherem Abstand von den Zelten. Etwas stach in seine Wange. Krabbelnde Insekten waren in seinen Haaren, unter seinen Kleidern, bissen und stachen. Insekten bedeckten die Innenseite der Windschutzscheibe und blockierte seine Sicht. Joao ächzte ein Stoßgebet, dann schlug die Maschine mit hartem Stoß auf, rutschte schlitternd und schleudernd durch das hohe Gras, kam zum Stillstand. Joao löste die Sicherheitsgurte, stieß die Türverriegelung auf und stürzte blindlings hinaus und landete auf allen vieren im Gras.

Er wälzte sich um und um, die Augen fest geschlossen, und fühlte die Insektenstiche wie feurige Nadeln in allen Teilen seines Körpers brennen. Dann wurde er von Händen gepackt, und jemand drückte

ihm eine Schutzmaske vors Gesicht. Eine Insektizidwolke hüllte ihn ein.

Durch das Zischen der Sprühgewehre hörte er eine Stimme brüllen: »Schnell, hierher!«

Hände wälzten ihn herum. Wieder zischten Sprühgewehre. Das Gift traf seinen Rücken und durchnäßte seine Kleider. Der scharfe, beißende Gestank der Chemikalie drang trotz der Schutzmaske erstickend in seine Nase.

Dann platschte eine Eimerladung Nässe, die nach Neutralisierflüssigkeit roch, über seinen Kopf und Körper.

Ein seltsam dumpfer Schlag erschütterte den Boden, und eine Stimme sagte: »Heilige Mutter Gottes! Sieh dir das an!«

5.

Joao richtete sich auf, zog die Schutzmaske von seinem Gesicht und blickte umher. Eine Stimme in seiner Nähe sagte:

»Habt ihr alles in der Bugzelle getötet?«

»Alles was sich bewegte«, sagte eine andere Stimme. Sie klang stockend und gequält, als ob ihr Besitzer Schmerzen litte.

»Ist irgend etwas Brauchbares darin?«

»Das Radio ist zerstört.«

»Natürlich. Das ist das erste, worüber sie sich hermachen.«

Joao überwand allmählich seine Benommenheit.

Er zählte sieben von seinen Leuten – Virho, Thorne, Ramon, Joca, Tatarana, Ze, Baldo ...

Dann fiel sein Blick auf eine Gruppe weiter rechts. Rhin Kelly stand dort. Ihr rotes Haar war strähnig und schmutzig, ihre Augen hatten einen wilden, glasigen Ausdruck.

Sein Blick wanderte weiter und erfaßte den Bugteil seines Transporters. Er war mit Schaum und klebrigen Insektizidrückständen bedeckt und lag schief in einem Graben. Der Graben schien frisch ausgehoben und bildete einen Ring um die Zelte. Zwei Männer in grünen Uniformen mit dem IBÖ-Emblem standen bei ihm und hielten Sprühkanister. Rhin trug die gleiche Uniform, fleckig und schmutzig. Alle sahen ungewaschen, gereizt und müde aus.

Virho kam zu ihm, half ihm auf die Füße.

»Was war los mit dir, Joao?« fragte er. »Wir finden dein Signal auf, aber du antwortest nicht.« . »Später«, krächzte Joao. »Hast du Wasser?«

Virhö gab ihm seine Feldflasche. Während er trank, sah er, daß Rhin ihn beobachtete. Es war nichts Einladendes in ihrem Blick. Etwas wie dumpfe Erbitterung ging von ihr und ihren Gefährten aus.

»Wessen Skelett ist das in Ihrer Maschine?« fragte einer der IBÖ-Leute.

»Kein menschliches«, sagte Joao. Der Schmerz von den Bissen und Stichen begann unter der Neutralisierflüssigkeit nachzulassen. »Was ist in diesem Schutzgraben?«

»Couroq-Gelee und Petroleum«, sagte der Mann.

»Es ist alles, was wir als Insektenbarriere hatten.«

»Das wird sie nicht zurückhalten«, sagte Joao.

»Aber es hat sie zurückgehalten«, antwortete der andere.

Joao nickte. Die Situation dieses Feldlagers verursachte ihm Unbehagen. Er ging hinüber zu der Gruppe um Rhin Kelly und sagte: »Doktor Kelly, wo sind Ihre restlichen Leute? Ich sehe nur sechs, und das sind sicherlich nicht alle.«

Sie preßte ihre Lippen zusammen und schwieg.

Je länger er sie ansah, desto kränker und fiebriger kam sie ihm vor. Er machte eine Handbewegung zu den Zelten. »Und wo ist Ihre Ausrüstung, Ihr Labor? Wo sind Ihre Transporter?«

Er hatte den Eindruck, daß sie sich schämte. »In dem Wald dort, ungefähr einen Kilometer von hier«, sagte sie und zeigte, »liegt das Wrack eines Transporters, der den größten Teil unserer Ausrüstung geladen hatte.«

Joao machte einen entschieden hysterischen Unterton aus und hatte das unangenehme Gefühl, daß ein falsches Wort einen Nervenzusammenbruch auslösen könnte. Er wandte sich einem ihrer Gefährten zu, einem blonden jungen Mann mit einer frischen Säureverbrennung unter dem rechten Auge.

»Erzählen Sie, wie Sie in diese Lage gekommen sind«, sagte er.

»Wir wurden vor acht Tagen hier abgeschnitten«, sagte der blonde Mann. »Sie erwischten unser Radio, unseren Transporter – sie sahen wie Riesenameisen

aus. Sie können einen Säurestrahl ungefähr fünfzehn Meter weit verspritzen.«

»Wie diejenige, die wir in Bahia auf der Plaza gesehen haben?« fragte Joao.

»In meinem Zelt sind drei tote Exemplare in Behältern«, sagte Rhin. »Es sind kooperative Organisationen, Zusammenballungen von Schwärmen. Sie können sie sich ansehen.«

Joao nickte. »Genauso verhält es sich mit dem Ding, das ich mitgebracht habe. Es war ein Mann, ein Indio. Eine verblüffende Nachahmung. Konnte sogar sprechen. Das Innere eine kooperative Organisation von Insekten.« Er blickte den blonden Mann an. »Wie sind Sie hierhergekommen?«

»Wir haben uns durchgekämpft, nachdem es unmöglich geworden war, den Transporter zu reparieren. Ein Kurzschluß im Zündsystem, der zu einem Brand führte, zwang uns zur Notlandung. Wir hätten den Schaden beheben können und versuchten es auch, aber während der Transporter dort im Wald lag, wurden Treibstoffleitungen, Rotorblätter und so weiter von Säure zerfressen, bevor wir merkten, daß etwas nicht stimmte.«

»Säure?«

»Es roch wie Ameisensäure, aber es wirkte mehr wie Salzsäure«, sagte der Mann. »Als wir dann sahen, daß Insekten ins Innere des Transporters eingedrungen waren und den Sender ruiniert hatten, entschlossen wir uns zum Ausbruch. Wir setzten Sprühmittel und Schaumbomben ein, was wir hatten;

das hielt sie für eine Weile zurück. Wir schleppten an Vorräten und Material mit, was wir konnten, nisteten uns hier in der Flußschleife ein und hoben den Graben aus, sicherten ihn, so gut wir konnten. Und seitdem sitzen wir hier.«

»Wie viele Leute haben Sie?« fragte Joao.

»Wir waren vierzehn«, sagte der Mann. »Jetzt sind wir sieben.«

Joao rieb seinen Nacken, wo die Insektenstiche wieder zu brennen begannen. Er sah sich zu seinen Männern um, schätzte ihre Kondition und Ausrüstung ein, zählte vier Sprühgewehre, sah, daß sie Zylinder mit Ersatzladungen an den Gürteln hingen hatten.

Und da war seine Bugzelle sicher innerhalb des Schutzgrabens. Das flüssige Sprühmittel, das sie im Innern verspritzt hatten, war vermutlich in die Schaltungen eingedrungen und würde dort Kurzschlüsse verursachen, wenn sie nicht alles auseinanderschraubten und säuberten, aber es gab immer noch den großen Bandeirante-Transporter, der fünfzig Meter jenseits des Grabens aus dem mannshohen Gras der Savanne ragte.

»Wir sollten versuchen, uns einen Weg zum Transporter zu bahnen«, sagte er mit einer Kopfbewegung.

Rhin folgte seiner Blickrichtung und lachte. Die Hysterie war dicht an der Oberfläche. »Ihr Transporter?« fragte sie. »Ich glaube, dafür war es schon fünf Minuten nach seiner Landung zu spät. Der ist verloren.

Sie sitzen mit uns in der Falle, Senhor Martinho!«

Joao fuhr herum und starrte zu dem großen weißen Transporter hinüber. Als hätte das Ding auf diesen Moment gewartet, ließ es ein Knacken und Knistern von brechendem Metall hören und begann sich schwerfällig nach links zu neigen.

»Padrinho!« bellte er. »Joca, Ze, Baldo! Kommt mit ...« Er brach ab, als der Transporter ein weiteres Stück auf die Seite sackte. Er ging zum Schutzgraben und überlegte, ob er einen Schutzanzug anlegen und es riskieren sollte ...

»Gehen Sie nicht an den Grabenrand, ohne zuvor die andere Seite zu besprühen«, sagte Rhin. »Unsere Freunde können die Säure fünfzehn Meter weit spritzen, und wie Sie sehen können, zerfrißt die Säure Metall und Plastik.«

»Sie sind verrückt!« schnappte Joao. »Warum haben Sie meine Leute nicht sofort nach ihrer Landung gewarnt? Sie hätten den Transporter in Sicherheit bringen können.«

»Ihre Leute warnen?« Sie sah ihn an, als ob sie nicht verstünde.

Ihr blonder Gefährte sagte: »Doktor Kelly, vielleicht hätten wir ...«

»Seien Sie still, Hogar.« Sie blickte den Mann zornig an. »Ist es nicht Zeit, daß Sie sich um Doktor Chen Lu kümmern?«

»Chen Lu? Ist er hier?« fragte Joao.

»Er traf gestern mit einem Gefährten bei uns ein«, sagte sie mit bebender Stimme. »Sie hatten uns ge-

sucht. Unglücklicherweise fanden sie uns. Der Begleiter ist inzwischen gestorben, und Doktor Chen Lu wird diese Nacht wahrscheinlich nicht überleben.« Sie funkelte den blonden Mann an. »Hogar!«

»Ja, schon gut«, murmelte Hogar. Er warf Joao einen halb entschuldigenden Blick zu, zuckte die Achseln und ging zu den Zelten.

»Wir haben acht gute Männer an Ihre Spielgefährten verloren, Bandeirante«, sagte Rhin mit überschnappender Stimme. »Wir sind jetzt bereit, mit unserem Leben für die Ausrottung von euch ... euch Verrätern zu bezahlen!«

»Sie sind wirklich verrückt!« sagte Joao, und er fühlte selber einen verrückten Zorn in sich aufsteigen. Chen Lu hier, und am Sterben? Das mußte warten. Zuerst gab es Arbeit zu tun.

»Spielen Sie nicht den Unschuldigen, Bandeirante!« sagte Rhin. »Wieviel hat Ihre Regierung Ihnen bezahlt, um unsere Gruppe aus dem Weg zu schaffen? Wir haben Ihre Gefährten dort draußen am Waldrand gesehen. Jeden Tag kommen sie heraus, starren herüber, winken ... Und die Insekten umschwärmen sie. Wir haben die neuen Spielgefährten gesehen, die Sie züchten. Wie ich sagte, drei von ihnen sind in meinem Zelt – in Spiritus. Wir haben begriffen.«

Auch Joao begann zu begreifen. Bandeirantes drüben am Waldrand. Wer Indios nachahmen konnte, der konnte auch Bandeirantes nachahmen ...

»Sie haben keinen von meinen Leuten so etwas

tun sehen«, sagte er rauh. »Und wenn meine Regierung uns beauftragt hätte, Sie aus dem Weg zu räumen, dann wären wir nicht gekommen, um Ihnen aus der Patsche zu helfen.« Er winkte einem seiner Leute. »Tatarana, behalte diese Verrückten im Auge. Laß nicht zu, daß sie sich in unsere Angelegenheiten einmischen, hörst du?« Er ließ sich ein Sprühgewehr und Ersatzladungen geben, winkte die drei anderen bewaffneten Männer seiner Gruppe zu sich. »Ihr kommt mit mir.«

»Was willst du machen, Joao?« fragte Virho.

»Zum Transporter gehen und bergen, was wir können.«

Virho seufzte, nahm Thome das Sprühgewehr und ein paar Ladungen ab, und bedeutete ihm, bei Tatarana und den anderen zu bleiben.

»Sehr schön, bringt euch selbst um!« sagte Rhin mit schriller Stimme. »Wir werden euch nicht daran hindern!«

Joao zwang sich, nicht mit einem Ausbruch von Flüchen zu antworten. Er ging zum Schutzgraben, legte einen klebrigen Sprühnebel über das Gras auf der anderen Seite, winkte seinen Gefährten, ihm zu folgen, und sprang hinüber.

Später dachte Joao ungern an dieses Unternehmen zurück. Sie waren eine halbe Stunde draußen und im Transporter, bevor sie sich zum Zeltlager zurückzogen, alle vier mit Säureverbrennungen. Und sie hatten weniger als ein Achtel des Materials im Trans-

porter geborgen – hauptsächlich Lebensmittel. Ein Radiosender war nicht unter den geborgenen Gegenständen.

Der Angriff kam von allen Seiten, von Kreaturen, die im hohen Gras versteckt waren. Schaumbomben räumten den Weg, aber die Giftmischung der Sprühgewehre schien nicht mehr zu bewirken, als die angreifenden Insekten zu verlangsamen. Der Angriff hörte erst auf, als die Männer wieder hinter dem Schutzgraben waren.

»Es ist klar, daß die Teufel zuerst unsere Kommunikationsgeräte zerstörten«, keuchte Virho. »Wie konnten sie es wissen?«

»Ich mag nicht darüber nachdenken«, sagte Joao. »Halt still, damit ich diese Verbrennungen behandeln kann.« Virhos Wange und Schulter waren mit Säure bespritzt, seine Kleidung schälte sich in rauchenden Fetzen von seinem Körper.

Joao beschmierte die betroffenen Partien dick mit neutralisierender Salbe, dann wandte er sich Joca zu. Der Mann hatte bereits einen breiten Streifen Rückenhaut verloren, und die Säure fraß sich in sein Fleisch, aber er stand keuchend und wartete, daß er an die Reihe käme.

Nachdem Joca verarztet war, kam Rhin herüber, um beim Verbinden zu helfen. Aber sie sprach kein Wort und weigerte sich sogar, die einfachsten Fragen zu beantworten.

»Haben Sie mehr von dieser Salbe?«
Schweigen.

»Haben Sie Proben von der Säure genommen?«
Schweigen.

»Wie wurde Chen Lu verletzt?«
Schweigen.

Als er mit seinen Gefährten fertig war, ließ Joao seine drei kleineren Verbrennungen an der Nase, am linken Arm und unter dem linken Ohr von Thome mit Salbe bestreichen und mit Pflaster überkleben. Er knirschte mit den Zähnen, und der Schmerz trieb Schweißperlen auf seine Stirn, aber die Salbe wirkte rasch, und nach einer halben Minute war dieser Schmerz vergangen. Das Brennen und Spannen der Insektenstiche überall an seinem Körper und die dumpf pochenden Kopfschmerzen ließen sich nicht vertreiben. Neun Stunden Schlaf, dachte er, und auch das ist ausgestanden. Er blickte Rhin in die Augen und machte einen neuen Versuch.

»Kann ich diese drei Exemplare sehen, die Sie eingelegt haben?«

Schweigen.

»Sie sind einen blinde, unvernünftige Hysterikerin«, sagte Joao, so ruhig er konnte. »Treiben Sie mich nicht zu weit.«

Ihr Gesicht wurde blaß, und die grüngrauen Augen blitzten, aber ihre Lippen blieben geschlossen.

Joaos Kopfschmerzen nahmen zu, und er hatte das Gefühl, daß er Schwierigkeiten mit den Augen bekam. Ein leichtes Flimmern war da, und die Farbwerte der Dinge, die er sah, schienen verändert. Das hartnäckige Schweigen der Frau brachte ihn in Wut,

aber die Wut war wie die einer anderen Person. Es war, wie wenn er im Begriff wäre, sich von sich selbst zu entfernen.

»Sie benehmen sich wie eine Frau, die Gewalttätigkeit braucht«, sagte Joao. »Soll ich Sie meinen Leuten übergeben? Sie haben lange keinen Abwechslung gehabt.«

Er fand die Worte seltsam, kaum daß er sie ausgesprochen hatte – als ob er etwas anderes hätte sagen wollen und von seinen eigenen Worten überrumpelt worden wäre.

Ihr Gesicht wurde flammend rot. »Wagen Sie es!« zischte sie.

»Ah, wir können also sprechen«, sagte er. »Aber machen Sie es nicht so melodramatisch. Die Freude würde ich ihnen nicht machen.«

Joao schüttelte seinen Kopf; das war wieder nicht, was er hatte sagen wollen.

Rhin starrte ihn haßerfüllt an. »Sie ... Sie unverschämter Lümmel!«

Joao grinste. »Nichts, was Sie sagen, wird mich dazu bringen, Sie meinen Leuten zu übergeben.«

Sie wandte sich mit einem Ruck von ihm weg und ließ ihn stehen. Joao blickte ihr nach. Er wurde sich eines dumpfen Tosen in der Ferne bewußt, aber das Geräusch konnte auch in seinem eigenen Kopf sein.

»Was ist das für ein Tosen?« fragte er Virho.

»Es ist der Fluß, Joao; eine Schlucht.« Virho zeigte zu einer schwarzen Felsformation, die sich weit entfernt über den Dschungel erhob. »Wenn der Wind

herüberweht, hören wir es. Joao?«

»Was ist?« Joao fühlte einen unvernünftigen Zorn auf Virho. Warum konnte der Mann nicht offen aussprechen, was er wollte?

»Ein Wort mit dir, Joao.« Virho zog ihn zu dem blonden Mann, der vor einem der Zelte stand. Joao blickte über die Schulter zu Rhin, die mit steifen Schritten und zurückgeworfenem Kopf zu ihrem Zelt stolzierte, Entrüstung in jeder Bewegung. Es sah so komisch aus, daß er laut lachte, als er sich zu dem blonden Burschen führen ließ. Wie hatte sie ihn genannt? Ah, Hogar. Ja, Hogar.

»Der Herr hier«, sagte Virho mit entschuldigender Gebärde, »sagt, die Frau sei von Insekten gebissen worden.«

»Das ist richtig«, sagte Hogar. »Sie ist seitdem nicht mehr ...«

»Im Kopf, verstehst du?« sagte Virho. »Wir gehen auf sie ein, lassen ihr ihren Willen.«

Joao befeuchtete seine Lippen. Er fühlte sich ein wenig schwindlig.

»Die Insekten, von denen sie gebissen wurde, waren ähnlich wie die, mit denen Sie zu tun hatten«, sagte Hogar vorsichtig.

Er macht sich über mich lustig! dachte Joao.

»Ich möchte Chen Lu sehen«, sagte er. »Sofort.«

»Er wurde schwer verbrannt und gestochen«, sagte Hogar. »Es geht ihm nicht gut.«

»Wo ist er?«

»Hier im Zelt, aber ich ...«

»Ist er bei Bewußtsein?«

»Senhor Martinho, er ist wach, aber nicht in einem Zustand für längere Gespräche.«

»Ich gebe hier die Befehle!« schnappte Joao.

Ein seltsamer Blick stummen Einverständnisses ging zwischen Virho und Hogar hin und her. Virho sagte: »Joao, vielleicht ...«

»Ich werde jetzt zu ihm gehen!« sagte Joao. Er drängte sich an Hogar vorbei und betrat das Zelt.

Nach dem gleißenden Sonnenlicht des Morgens war das Innere wie eine düstere Höhle, und Joaos Augen brauchten eine Weile, bis sie sich daran gewöhnt hatten. Während dieser Sekunden kamen Virho und Hogar hinter ihm ins Zelt.

»Bitte, Senhor Martinho«, sagte Hogar. »Schonen Sie ihn.«

»Später, vielleicht, Joao«, sagte Virho.

»Wer ist da?«

Die Stimme war leise, aber beherrscht, und sie kam von einem Feldbett am anderen Ende des Zelts. Joao machte die liegende Gestalt eines Menschen aus, das Weiß von Bandagen. Dann erkannte er Chen Lus Gesicht im Halbdunkel.

»Ich. Joao Martinho.«

»Ah, das ist gut«, sagte Chen Lu, und seine Stimme klang kräftiger. Joao ging zu ihm. Die Wangen des Chinesen waren eingesunken, wie nach einer langen Hungersnot. Die Augen starnten aus zwei schwarzen Löchern.

»Mein lieber Freund«, flüsterte Chen Lu. »Dann

sind wir gerettet?«

»Wir sind nicht gerettet«, sagte Joao. »Ich machte eine Notlandung mit der Bugkapsel meines Transporters.«

»Ah, zu dumm«, sagte Chen Lu. »Dann werden wir alle zusammen untergehen, eh?«

»Es gibt immer noch Hoffnung«, sagte Hogar.

»Da wir noch leben, gibt es immer noch Hoffnung, wie?« sagte Chen Lu. »Ich wünschte, ich könnte Ihren Optimismus teilen, Hogar. Aber ich fürchte, mit mir geht es zu Ende. Meine Gedanken verwirren sich.«

.»Wir wollen Sie nicht ermüden, Sir«, sagte Hogar.

»Spielt keine Rolle«, sagte Chen Lu. »Der Marsch nach Westen, eh, Joao? Wir haben ihn gemacht. Ich wünschte, ich könnte lachen!«

Joao schüttelte seinen Kopf. Sein Rücken schmerzte, und seine Arme prickelten, als ob sie ihm eingeschlafen wären. Das Zeltinnere schien plötzlich heller zu sein.

»Soll ich Ihnen sagen, wie der Feldzug gegen die Insekten in meiner Heimat ausgegangen ist?« sagte Chen Lu. »Die Geschichte wird das einmal als einen großen Witz ansehen.

Die Vegetation kümmerte. Die Erde wurde unfruchtbar. Nichts half, weder Dünger noch Chemikalien oder die Bienen, die an die Stelle der alten Insektenfauna treten sollten. Wir mußten die Kampagne abbrechen und die ganze Artenvielfalt, die wir

zuvor bekämpft hatten, wiederherstellen.« Er lachte heiser und kichernd. »Nun streuen unsere Flugzeuge, die früher Insektengifte über das Land sprühten, eben die Insekten aus, die sie zuvor bekämpften. Riesige Züchtungsanstalten mußten errichtet werden. In den letzten Jahren hat die Natur begonnen, sich zu erholen, aber das absurde Experiment hat vielen das Leben gekostet. Wir hatten Hungersnöte wie in den alten Zeiten.«

»Weil die Insekten fehlten?« sagte Virho ungläubig.

»Natürlich!« sagte Chen Lu. »Wir hatten Schlüsselglieder der ökologischen Kette zerbrochen. Der Fehler war, daß man auf die Techniker und Ökonomen hörte und die Warnungen der Naturforscher in den Wind schlug.« Chen Lu schloß seine Augen und lag eine Weile still, als müsse er Kraft sammeln. »Ich war damals vor zwanzig Jahren einer der Warner«, fuhr er endlich fort. »Man beschimpfte mich als einen Defätisten, einen Gegner des Fortschritts. Ich zog es vor, einem Ruf der UNO zu folgen und in die neu gegründete Behörde für Ökologie einzutreten.«

Unfruchtbare Erde, dachte Joao. Es war eine interessante Idee, aber sein Kopf war zu heiß und zu wirr, um dem Gedanken nachzugeben.

Virho beugte sich über das Feldbett und fragte: »Warum wurden wir nicht gewarnt? Wenn das Programm sofort abgebrochen würde, wäre es vielleicht noch nicht zu spät!«

»Seien Sie kein Dummkopf!« sagte Chen Lu.

»Meine Behörde hat immer wieder gewarnt. Vor zwei Jahren übergaben wir der brasilianischen Regierung einen dreihundert Seiten umfassenden Bericht, der die chinesischen Erfahrungen analysierte und die Gefahr einer ähnlichen Entwicklung in Brasilien aufzeigte. Der Bericht wurde nie veröffentlicht. Wahrscheinlich verstaubt er im Tresor irgendeines Ministers. Die einzige Reaktion war, daß man die Arbeit unserer Behörde behinderte und mir zu verstehen gab, daß man alles, was über eine bloße Beobachterrolle hinausginge, als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Landes ansehen würde. Man hat uns einen Maulkorb verpaßt. Ich spreche nur darüber, weil ich sterben werde und weil keiner von Ihnen mich lange überleben wird. Es ist wie überall. Einseitige Interessen von Wirtschaftlern und engstirnigen Technokraten dominieren, die Vernunft unterliegt. Und die Chemiekonzerne der Imperialisten machen Milliardengeschäfte damit! In ihren eigenen Ländern sind sie vorsichtig geworden. Man hat aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt, hat Gesetze gemacht, die das ökologische Gleichgewicht vor allzu brutalen Eingriffen schützen sollen. Zugleich aber ermutigt man die Dritte Welt, ihre Ernährungsprobleme mit Programmen wie diesem zu lösen. Was kümmert sie, ob es hilft? Sie sehen auf ihren Gewinn.« Er zog eine schmerzliche Grimasse, drehte seinen Kopf ein wenig zur Seite, um Joao anzusehen. »Wollen Sie wissen, was ich in Ihren grünen Zonen beobachtet habe? Ich sehe die gleichen

Zeichen, die ich vor zehn, fünfzehn Jahren in China gesehen habe: kleinere Früchte, geringere Ernten. Kleinere Blätter. Schwächere, blassere Pflanzen. Zuerst geht es langsam, aber in ein paar Jahren wird jeder es sehen. Woran liegt es? Die Antwort ist einfach. Nicht so sehr an mangelnder Bestäubung durch fliegende Insekten, obwohl auch das eine Rolle spielen mag. Schuld ist die chemische Vergiftung des Bodens, die Vernichtung der bodenbewohnenden Insekten, der Regenwürmer und Bodenbakterien, die natürliche Zersetzung- und Umwandlungsprozesse besorgen, ohne die der Pflanzenwelt lebenswichtige Nährstoffe vorenthalten werden. Diese Funktionen sind nicht durch Kunstdünger zu ersetzen.«

»Wenn alle es bald sehen werden«, sagte Virho, »dann wird die Regierung vielleicht aufhören, bevor es zu spät ist.«

Das ist dummes Zeug, dachte Joao. Wer hört schon auf, bevor es zu spät ist?

»Sie sind naiv, lieber Freund«, sagte Chen Lu. »Ihre Regierung ist in diesem Punkt wie die meine. Sie hört auf wirtschaftliche und technologische Argumente, sie denkt politisch und sieht nichts als ihr eigenes Überleben. Sie wird nichts sehen und nichts sehen wollen, bis es zu spät sein wird. So ist es immer mit Regierungen.«

Joao wunderte sich, warum es im Zelt so dunkel wurde, nachdem es so hell gewesen war. Er schwitzte, und in seinem Kopf wirbelte es, als ob er zuviel getrunken hätte. Eine Hand berührte seine Schulter.

Er blickte sie an, blickte den Arm an, der die Hand trug, sah ein Gesicht: Rhin. Sie hatte Tränen in den Augen.

»Joao ... Senhor Martinho, ich bin so dumm gewesen«, sagte sie. »Ihre Leute haben mir das Skelett und die Kleider aus Ihrer Maschine gezeigt Ich weiß jetzt, daß die Gestalten, die wir am Waldrand gesehen haben, wie dieser Indio Nachahmungen durch Insektenorganisationen waren. Es tut mir leid, daß ich Sie für einen Verräter gehalten habe.«

Was für eine komische Person, diese Rhin Kelly, dachte Joao. Was für ein komisches Zelt, dessen Firststange plötzlich vor mir ist, statt über mir.

Etwas schlug gegen seinen Rücken und Hinterkopf.

Ich bin gefallen, dachte er. Ist das nicht seltsam?

Es gab einen Traum, in dem Rhin sich über ihn beugte und sagte. »Was macht es schon für einen Unterschied, wer die Befehle gibt?« Und in dem Traum konnte er nur einen zornigen Blick auf sie richten und denken, wie hassenswert sie aussah – trotz ihrer Schönheit.

Jemand sagte: »Das macht jetzt auch nichts. Wir werden sowieso bald tot sein.«

Und eine andere Stimme sagte: »Sieh mal, da ist ein Neuer. Der sieht wie Gabriel Martinho aus, der Präfekt.«

Joao fühlte sich in einen leeren Raum sinken, aber er hatte den Kommunikationsbildschirm in seinem

Transporter vor sich und starrte wie gebannt hinein, denn dort war sein Vater auf der Klappbank zu sehen, und sein Vater war ein Riesenhirschskäfer mit dem vertrauten Gesicht des Präfekten. Dazu hörte er ein Auf und Ab von Zikadengezirp, und in dem Gezirp war eine Stimme, die sagte: »Reg dich nicht auf. Reg dich nicht auf ...«

Er erwachte schreiend und bemerkte, daß kein Geräusch in seiner Kehle war – nur die Erinnerung an Schreie. Sein Körper war in Schweiß gebadet. Rhin Kelly kam herein und beugte sich über ihn, wischte seine Stirn. Sie sah blaß und abgezehrt aus, mit eingesunkenen Augen. Er überlegte, ob diese ausgemergelte Rhin Kelly Teil eines Traumes sei, denn sie schien nicht zu bemerken, daß seine Augen offen waren, obwohl sie ihn direkt ansah.

Er versuchte zu sprechen, aber seine Kehle war zu trocken.

Die Bewegung machte Rhin aufmerksam. Sie beugte sich wieder über ihn und spähte in seine Augen. Sie griff hinter sich, hob eine Feldflasche und ließ Wasser zwischen seine Lippen tröpfeln.

»Was ...?« krächzte er.

»Sie hatten das gleiche, was ich hatte, nur mehr davon«, sagte sie. »Eine Nervendroge im InsektenGift, wie es scheint. Strengen Sie sich nicht an.«

»Wo sind wir?«

Sie zuckte die Schultern. »Immer noch in derselben Falle«, sagte sie. »Aber jetzt haben wir eine Chance, herauszukommen.«

»Wie?«

»Die Bugkapsel Ihres Transporters«, sagte Rhin. »Einige Teile waren ziemlich beschädigt, aber Ihre Leute haben sie repariert. Virho sagt, man könne damit fliegen.«

Sie schlug seine Decke zurück und entfernte etwas von seinem linken Arm. Er fühlte einen kurzen, ziehenden Schmerz. »Intravenöse Ernährung«, erklärte sie. »Damit haben wir Doktor Chen Lu wieder auf die Beine gebracht.« Sie klebte ein Pflaster auf die schmerzende Stelle an seinem Arm und deckte ihn wieder zu.

Chen Lu ist nicht gestorben, dachte er schlaftrig. Er fühlte, daß dies eine wichtige Nachricht war, konnte aber den Grund nicht mehr ermitteln.

»Natürlich war es mehr als die mutmaßliche Nervendroge im Insektengift«, sagte sie. »Jedenfalls bei Doktor Chen Lu und mir. An unserem zweiten Abend hier gruben wir in einem unserer Zelte einen Brunnen. Als Wasser kam, dachten wir, es sei Grundwasser, aber natürlich war es Sickerwasser vom Fluß. Es ist voll von Insektiziden und ihren Rückständen. Vergiftet mit unserem eigenen Zeug. Abkochen hilft da wenig, wir mußten eine Art Destillierapparat bauen.«

Joao fühlte sich von Minute zu Minute wacher und kräftiger. Aber soviel war geschehen: die Bugkapsel repariert, Chen Lu gesund, eine Destillieranlage gebaut.

»Wie lange bin ich hier?« fragte er.

»Vier Tage«, sagte sie.

Die Zeltklappe wurde zurückgeschlagen, und für einen kurzen Moment drang helles Tageslicht herein. Chen Lu erschien in Joaos Gesichtskreis. Der Chinese schien um zwanzig Jahre gealtert, seit Joao ihn in Bahia kennengelernt hatte, faltig und mager, mit hohlen Wangen und vorsichtigen, langsamen Bewegungen.

»Ah, der Patient ist wach«, sagte er. Seine Stimme überraschte Joao durch ihre Kraft. »Haben Sie es ihm gesagt, Rhin?«

»Nur, daß seine Bugkapsel repariert ist.«

»Gut. Hören Sie, Joao, wir werden mit dem Ding einen Fluchtversuch machen.«

»Wie?« fragte Joao. »Mehr als drei Leute passen nicht hinein.«

»Das ist richtig«, sagte Chen Lu. »Jedenfalls nicht auf einer längeren Reise. Wir haben es ausprobiert. Und eine längere Reise ist unvermeidlich, denn das Ding kann nicht fliegen.«

»Warum nicht?«

»Sie hatten eine harte Landung. Das Fahrwerk brach ab, und der Rumpf wurde beschädigt. Der rechte Schwimmkörper und der Treibstofftank in der Mitte unter dem Rumpf platzten auf. Der größte Teil des Treibstoffs lief aus, bevor jemand den Schaden bemerkte. Auch die Steueranlage ist nicht mehr sehr gut, obwohl die Leute getan haben, was sie konnten.«

»Ich sehe nicht, welchen Sinn das Unternehmen

haben soll«, sagte Joao.

»Wenn wir keine Botschaft senden können, müssen wir sie eben überbringen«, sagte Rhin.

»Wer?« fragte Joao.

»Das ist noch nicht ganz klar«, sagte Chen Lu.
»Aber es sollten Leute sein, die etwas bewirken können.«

»Gegen das Regierungsprogramm zur Insektenver-
tilgung, meinen Sie?« sagte Joao. »Wenn ich mich
recht entsinne, sagten Sie selbst, daß die Regierung
keine Einsicht zeigen wird.«

»Das ist wahr. Aber die letzten Tage hier haben
mich zu der Überzeugung gebracht, daß nichts un-
versucht bleiben darf. Zuviel steht auf dem Spiel.
Wenn es anders nicht geht, muß durch die UNO-
Organisationen auf die Regierung eingewirkt wer-
den. Es gilt, auf allen Ebenen Aufklärungsarbeit zu
leisten, selbst wenn die Regierung versuchen sollte,
sie zu unterdrücken. Darum werde ich einer der Pas-
sagiere sein. Und Sie werden der zweite sein, Joao.
Sie sind der Mann mit den politischen Verbindungen
hier im Land. Sie haben Ansehen und Einfluß unter
den Bandeirantes. Sie könnten bei Ihren Kollegen
agitieren und einen Streik organisieren, um nur ein
Beispiel zu nennen.«

»Um im Gefängnis zu landen?« sagte Joao. »Und
Sie überschätzen meine politischen Verbindungen.
Vorige Woche habe ich das Problem mit meinem
Vater diskutiert. Nicht einmal er wollte auf mich hö-
ren!«

Diese Erklärung löste überraschtes Schweigen aus. Rhin blickte zu Chen Lu, zurück zu Joao.

»Sie haben nicht nur Verbindungen zur UNO, Doktor«, sagte Joao. »Sie haben auch hier im Land Ihre direkten Leitungen. Vielleicht bessere als meine.«

»Und vielleicht nicht«, sagte Chen Lu. »Die Erfahrungen, die ich hier machen mußte, sprechen sehr dagegen. Außerdem sind Sie derjenige, der diese Indio-Kreatur, deren Skelett wir mitnehmen werden, aus der Nähe gesehen hat. Sie sind der Augenzeuge.«

»Wir sind alle Augenzeugen.« Joao schloß die Augen und überlegte, versuchte seine Gedanken zu ordnen. Nach einer Weile sagte er: »Und wen schlagen Sie als dritten Passagier vor?«

Chen Lu zuckte die Achseln. »Das ist noch offen. Ich würde sagen, Rhin hier. Aus Ritterlichkeit, sozusagen. Aber auch, weil sie tüchtig ist.«

Joao sagte: »Das würde bedeuten, daß zwölf Leute hier zurückbleiben müssen. Was soll aus ihnen werden?«

Als sie schwiegen, fuhr er fort: »Über die Frage, wer sich in Sicherheit bringen und wer hier zurückbleiben soll, muß allgemein abgestimmt werden. Ich will nicht den Vorwurf mit mir herumschleppen müssen, ich hätte meine Leute feige im Stich gelassen, um meine Haut zu retten. Und sicherlich gibt es unter den Männern welche, die kräftiger und deshalb geeigneter sind, den Erfolg dieses Unternehmens zu sichern.«

»In ein paar Stunden werden Sie so kräftig wie jeder von uns sein«, sagte Rhin. »Wir sind alle in einem mehr oder weniger jämmerlichen Zustand.«

Joao starnte zum Zeltdach auf. Kaum Treibstoff, die Steuerung nicht in Ordnung ... Sie wollen natürlich zum Fluß, sich mit der Kapsel treiben lassen. Sie würde einigen Schutz gegen diese ... diese Organisationen bieten.

»Ruhnen Sie aus und schonen Sie Ihre Kräfte«, sagte Rhin. »In einer Stunde werde ich Ihnen Essen bringen. Wir haben nur Feldrationen, aber sie sind konzentrierte Nahrung und das ist wichtiger als der Geschmack.«

Welcher Fluß ist das? dachte Joao. Der Itapura, sehr wahrscheinlich. Er machte eine grobe Schätzung, die auf seiner Kenntnis der Region und der Länge seines Fluges von Cuiaba bis zu seiner Bruchlandung hier beruhte. Auf dem Fluß werden es sechshundert oder siebenhundert Kilometer sein! Und in spätestens einer Woche wird die Regenzeit einsetzen. Wir haben keine Chance.

6.

Das komplizierte Muster der tanzenden Insekten unter der Höhlendecke erschien dem Gehirn als etwas Liebliches und Schönes. Es bewunderte das Spiel der Farben und die beständig wechselnden Konfigurationen, während es die Botschaft herauslas:

»Drei Menschen bereiten Flucht in dem kleinen

Fahrzeug vor«, tanzten die Insekten. »Das Fahrzeug wird nicht fliegen. Sie werden versuchen, auf dem Fluß davonzuschwimmen. Was soll geschehen?«

Das Gehirn war mit der Situation der Menschen vertraut. Sie waren seit zwölf Tagen unter Beobachtung. Sie hatten viele Informationen über ihre Reaktionen unter Stress geliefert. Neue Methoden zur Lähmung und Tötung von Menschen wurden mit jedem Tag offensichtlicher. Aber das Problem bestand nicht darin, sie zu töten. Es bestand darin, wie man ohne Angst und Widerwillen auf beiden Seiten mit ihnen in Kommunikation treten könnte.

Einige der Menschen – wie der Alte mit dem bartlosen Gesicht – machten gute Vorschläge und schienen Vernunft zu zeigen ... aber konnte man ihnen vertrauen? Das war die entscheidende Frage.

Das Gehirn fühlte ein verzweifeltes Bedürfnis, Menschen unter Bedingungen zu beobachten, die es kontrollieren konnte, ohne daß diese Kontrolle bemerkt wurde. Die Entdeckung der Horchposten mitten in der grünen Zone hatte hektische Aktivität unter den Menschen ausgelöst. Sie erprobten neue chemische und Strahlungsgifte, vertieften ihre Barrieren, erneuerten ihre Angriffe.

Eine weitere Sorge kam hinzu – das unbekannte Schicksal von vier Einheiten, die die Barriere vor den Ereignissen von Bahia durchdrungen hatten. Nur eine war zurückgekehrt und hatte gemeldet: »Wir wurden zwölf. Sechs gaben Identität der Einheit auf, um das Gebiet zu besetzen, wo wir die zwei mensch-

lichen Anführer fingen. Ihr Schicksal ist unbekannt. Eine Einheit wurde zerstört. Vier zerstreuten sich, um mehr von uns zu produzieren.«

Die Entdeckung dieser vier Einheiten zu dieser Zeit würde einer Katastrophe gleichkommen. Wann würden die Nachahmungen zum Vorschein kommen? Das hing von den lokalen Bedingungen ab – Temperatur, Art und Menge der erhältlichen Nahrung, Feuchtigkeit, Grad der chemischen Verseuchung. Die einzelne Einheit, die zurückgekehrt war, wußte nicht, wohin die vier gegangen waren.

Wir müssen sie finden! dachte das Gehirn.

Die Probleme individuell gelenkter Aktionen verdrössen das Gehirn. Es neigte dazu, die Nachahmungen als einen Fehler anzusehen. Viele identische Einheiten würden nur gefährliche Aufmerksamkeit erregen.

Daß die Nachahmungen harmlos und nur für begrenzte Gewalttätigkeiten in Fällen von Notwehr konditioniert waren, hatte unter den gegenwärtigen Umständen wenig Bedeutung. Daß sie nur die Gelegenheit und die Erlaubnis suchten, mit menschlichen Anführern zu sprechen und zu argumentieren – dieser Plan nahm sich jetzt naiv und mitleiderregend aus.

Die gemeldeten Worte des Menschen, der Chen Lu genannt wurde, zeugten von Erkenntnis und Einsicht. Dieser Chen Lu schien einen Weg zu weisen, der ihr beiderseitiges Problem lösen konnte, aber konnte man ihm vertrauen? Die instinktive Abnei-

gung der Menschen gegen Insekten war oft stärker als ihre Vernunft. Hier lag ein schwer zu überwindendes Hindernis, das bisher jeden Versuch zur Kommunikation hatte scheitern lassen.

Das Gehirn schob seine Entscheidung auf und fragte: »Welche Menschen werden den Fluchtversuch machen?«

Solche Details verdienten Beachtung, das Gehirn wußte es. Die Schwarmorientierung pflegte Individuen zu ignorieren; der Irrtum mit den Nachahmungen war aus dieser Tendenz hervorgegangen.

Die Boten tanzten die Namen-Geräusche, die sie von den Horchposten erhalten hatten: Chen Lu, Joao Martinho und Rhin Kelly.

Martinho, dachte das Gehirn. Das war der Mensch von der anderen Hälfte der Flugmaschine. Und Chen Lu. Vielleicht bot sich hier eine Gelegenheit zur Kommunikation, wenn die Sache richtig angefaßt wurde.

»Botschaft an alle Einheiten«, sagte das Gehirn. »Die drei in dem Fahrzeug werden bei ihrer Flucht zum Fluß nicht behindert, aber Aktionsgruppen werden ihnen folgen, um sie nötigenfalls zu überwältigen. Sobald die drei den Fluß erreicht haben, sind die Zurückbleibenden zu überrumpeln.«

Die Boten tanzten den Befehl nach, um ihn sich einzuprägen, dann schossen sie in einem dichten Schwarm hinaus ins Sonnenlicht.

Wir müssen unmittelbare und einleuchtende Vorteile bieten, die die Menschen verstehen, dachte das

Gehirn. Wenn wir ihnen Nützlichkeit demonstrieren können, werden sie vielleicht begreifen, daß es eine gegenseitige Abhängigkeit gibt, unaufhebbar und eine Sache von Leben und Tod.

Sie brauchen uns, aber die Beweislast ist auf uns gefallen. Und wenn wir den Beweis nicht erbringen können, wird dies wirklich eine unfruchtbare Erde sein.

»Die Lebensmittelvorräte sind in der Kiste hinter deinem Sitz, Joao«, sagte Virho. »Ihr habt zwei Sprühgewehre mit zwanzig Ersatzladungen und einen Karabiner. Leider ist nicht viel Munition dafür vorhanden. Unter dem anderen Sitz sind fünfzehn Schaumbomben, und in der Ecke ist ein voller Sprühkanister.«

Virhos Hand schob verstohlen etwas Schweres und Metallisches in Joaos Gürtel, zog die Jacke darüber. »Das ist eine Pistole«, raunte er. »Sie gehörte meinem Großvater. Acht Kugeln sind im Magazin, und hier sind noch zwei Magazine.« Ein zweites Päckchen wurde in Joaos Jackentasche geschoben.

Joao schluckte, fühlte Tränen in seine Augen steigen. Jeder in der Gruppe wußte, daß Virho sich nie von dieser alten Donnerbüchse trennte. Daß er sie jetzt hergab, bedeutete, daß er hier zu sterben erwartete. Joao legte seine Arme um die Schultern des alten Gefährten und drückte ihn an sich. Dann ließ er ihn los und sagte: »Du meinst, der Treibstoff reicht für fünfzehn Minuten?«

»Vielleicht eine Minute mehr oder weniger, Joao.«

Wir werden es nie schaffen, dachte Joao. Es gibt Schluchten, Wasserfälle und Stromschnellen auf den ganzen sechs- oder siebenhundert Kilometern. Und die bevorstehende Regenzeit wird den Fluß in eine gischtende Hölle verwandeln. Warum spielen wir diese Farce bis zum bitteren Ende? Wir werden hier sterben – entweder im Lager oder ein Stück flußabwärts.

Sie setzten ihre Inspektion fort. Die weiße Farbe auf der Außenhaut der Bugkapsel war an verschiedenen Stellen von Säure zerfressen. Die Kapsel selbst, kaum fünf Meter lang, ruhte auf den zwei Schwimmkörpern zu beiden Seiten des Rumpfes. Joao untersuchte den vorderen Einstieg und die Tür in der Rückwand, die einmal in den Heckteil des Transporters geführt hatte und jetzt einen zusätzlichen Eingang darstellte, der über die Schwimmkörper erreicht werden konnte. Es war wichtig, daß diese Öffnungen wasserdicht schlossen, und er kontrollierte die Gummidichtungen mit besonderer Sorgfalt. Dann überprüfte er noch einmal den rechten Schwimmer. Ein langer Riß unten und an der Seite war mit Plastikflicken und Butyl abgedichtet.

Er konnte Kerosin riechen und kniete nieder, um den Bodentank zu untersuchen. Die ausgebesserten Stellen waren trocken.

»Der Tank wird dicht bleiben, solange du nicht auf Grund läufst«, sagte Virho hinter ihm.

Joao nickte, kroch unter der Kapsel heraus, kletterte

auf die linke Stummeltragfläche zwischen Turbinengehäuse und Rumpf und prüfte die Dichtungen um den Einstieg. Die Kabine hatte zwei Pilotensitze und einen provisorisch gepolsterten Gerätekasten an der Rückwand. Sie war knapp zwei Meter breit und zweieinhalb Meter lang, und die Proviantkiste ließ nicht viel Bewegungsraum übrig.

Joao ließ sich in den linken Pilotensitz hinab und probierte die manuellen Bedienungselemente.

»Wir mußten nehmen, was wir hatten«, sagte Virho entschuldigend. Er klopfte Joao auf die Schulter. »Keine Sorge, Joao. Die Treibstoffeinspritzung ist völlig in Ordnung, und auf die Steuerung kannst du dich auch verlassen. Damit der Treibstoff länger vorhält, haben wir die Ventile der Einspritzdüsen verstellt. Das Ding wird nicht sehr schnell fliegen, aber das ist auch nicht wichtig.«

»Fünfzehn Minuten«, sagte Joao sinnend.

»Joao, meine Gebete gehen mit dir«, sagte Virho.

»Willst du nicht lieber meinen Platz einnehmen, Padrih-ho?« sagte Joao. »Du bist doppelt so kräftig wie ich.«

»Die Sache ist entschieden, Joao. Wir wollen nicht noch einmal damit anfangen.« Virho stieg von der Tragfläche auf den Schwimmer und sprang auf die Erde. Rhin, Kelly und Chen Lu kamen aus einem der Zelte. Jeder hatte eine Schultertasche mit persönlichen Habseligkeiten umgehängt. Sie kletterten von der rechten Seite an Bord; Chen Lu nahm den rückwärtigen Sitz ein, Rhin Kelly schnallte sich neben

Joao an. Gleichzeitig schleppten Thome und mehrere andere Waffen herbei, um sie zu beiden Seiten der Kapsel aufzubauen.

»Gib das Zeichen, wenn du fertig bist, Joao«, rief Virho.

Joao nickte. Das Gras lag wie ein grüner See vor ihm, fünfhundert Meter bis zum Fluß. Der Fluß selbst war nur fünfzig oder sechzig Meter breit, ein schmaler Streifen zwischen Grasland und Dschungel, der eine präzise Landung notwendig machte. Die Sonne sank hinter die westlichen Hügel.

»Wir werden Hilfe schicken, so bald wir können«, sagte Joao. Leere, nutzlose Worte, die sich wie von selbst einstellten und die er bedauerte, kaum daß sie über seine Lippen waren.

»Natürlich, Joao.«

Virho trat zurück.

Kein langer Abschied, dachte Joao. Ja, das ist am besten. Behandeln wir es als Routine, wie irgendeinen anderen Flug. Er winkte seinen Leuten zu. Sie winkten zurück. Er schloß und verriegelte den Einstieg, schaltete die Scheinwerfer an.

Alle Männer sahen das Signal. Schaumbomben flogen durch die Luft, zerplatzten im Gras auf der anderen Seite des Grabens. Joao schaltete die Zündung ein und hörte die Triebwerke fast gleichzeitig anspringen. Nicht schlecht, dachte er und gab langsam Gas.

Die Turbinen kamen rasch auf Touren. Die Kapsel begann sich zu bewegen, glitt über den Graben und

hob schlängernd ab. Eine halbe Minute später war der Fluß unter ihnen, und Joao zog die Maschine herum und folgte der Flusschleife, bis sie in eine gerade, von Galeriewäldern gesäumte Strecke überging. Er nahm das Gas weg, fühlte die Kapsel sinken – und mit einem sanften Stoß setzten die Schwimmer auf. Ein lautes Rauschen, Gischt auf beiden Seiten, ein trüges Schaukeln ... langsamer ... langsamer.

Joao schaltete die Zündung aus und saß mit angehaltenem Atem, wartete, daß die rechte Seite absackte.

Aber der geflickte Schwimmer hielt. Die Kapsel trieb, und sie blieb aufrecht.

»Haben wir es geschafft?« fragte Rhin. »Sind wir wirklich durchgekommen?«

»Es scheint so, nicht?« sagte Joao. Er verfluchte das Aufflackern von Hoffnung, das den kurzen Flug begleitet hatte.

»Oh, oh! Sehen Sie – das Lager!« rief Chen Lu entsetzt.

Joao warf sich in seinem Sitz herum, so weit die Gurte es zuließen, spähte zurück über Fluß und Savanne. Wo die Gruppe der gelben Zelte gestanden hatte, war jetzt ein grauer Hügel, der in seltsam brodelnder Bewegung zu sein schien, und in der stillen Abendluft darüber schwebte eine sich ständig verformende, dehnende und wieder zusammenziehende graue Wolke, sank auf das Lager herab, stieg wieder auf, tanzte und tanzte ...

Millionen und Milliarden von Insekten. Joao schauderte.

Eine Strömung erfaßte die Kapsel, drehte sie herum und schob eine Baumkulisse vor die Fenster, als ob die Flußgeister ein Einsehen hätten und Joao von einem Anblick befreiten, den er nicht länger ertragen konnte. Ein paar Minuten schimmerte der Fluß vor ihm im Widerschein des dunstig orangefarbenen und purpurn überhauchten Himmels, dann löschte die Tropennacht alles aus. Der Himmel wurde durchsichtiges Silber, in dem eine dünne Mondsichel schwamm.

Virho, dachte Joao. Ramon ... Thome ... Tatarana ... Joca ... Ze ... Baldo ...

Tränen brannten in seinen Augen.

»Lieber Gott!« sagte Rhin.

»Gott, hah!« schnaufte Chen Lu. »Nur ein anderer Name für die Bewegungen eines blinden Schicksals.«

Rhin vergrub ihr Gesicht in den Händen.

Joao schnallte sich mechanisch los. Ich hätte ihnen nicht helfen können, dachte er. Die Entfernung war zu groß.

7.

»Ihr sagtet, das Fahrzeug könne nicht fliegen!« klagte das Gehirn an.

Seine Sensoren beobachteten die Boteninsekten an der Höhlendecke, aber das Muster ihres Tanzes blieb unverändert, und kein Empfindungen übertragendes Summen fügte der Meldung etwas hinzu.

Das Fahrzeug flog eine kurze Strecke und landete

auf dem Fluß. Es bleibt auf dem Fluß, und seine heulende Kraft schläft.

So hatte die Meldung gelautet. Aber es kann fliegen! dachte das Gehirn.

»Die Behauptung, daß das Fahrzeug nicht fliegen könne, kam direkt von den Menschen«, tanzten die Boten jetzt. »Ihre Einschätzung wurde von den Horchposten aufgenommen und weitergegeben.«

Es war eine pragmatische Feststellung, weniger eine Verteidigung gegen die Anklage des Gehirns als eine Vervollständigung der Meldung.

»Was ist gegen das Fahrzeug auf dem Fluß zu unternehmen?« fragten die Boten.

»Das Fahrzeug kann einstweilen seinen Weg fortsetzen«, sagte das Gehirn. »Es darf keine sichtbaren Zeichen von Bedrohung geben, aber das Fahrzeug muß ständig unter Bewachung bleiben. Ein Schwarm der neuen kleinen Kämpfer wird im Schutz der Dunkelheit das Fahrzeug anfliegen und sich dort verbergen. Sie müssen instruiert werden, das Fahrzeug durch jedes vorhandene Loch zu infiltrieren, ohne daß die Menschen es bemerken. Sie werden ohne Befehl nichts gegen die Insassen des Fahrzeugs unternehmen, aber sie müssen bereitstehen, die Menschen zu töten, wann immer dies notwendig werden sollte.«

Das Gehirn schwieg in der Gewißheit, daß seine Befehle ausgeführt würden. Bewußte Entscheidungen, dachte es, sind eine Strafe, die dem Einzel-Selbst vom Bewußtsein auferlegt wird. Wie können

Menschen unter einer solchen Last von Entscheidungen existieren?

Chen Lu lehnte seinen Kopf zurück, versuchte es sich in der Ecke zwischen Seitenfenster und Rückwand einigermaßen bequem zu machen und starrte zur Melonenschnitte des Mondes hinauf, die sich langsam über den Himmel hob. Eine unregelmäßige Ätzspur, die aussah, als sei das Fenster entlang ihrer Linie beschlagen, lief diagonal über das Glas. Chen Lus Blick folgte ihr, und einen Moment lang, als er auf die Stelle starrte, wo das Fenster neben ihm endete, glaubte er eine Reihe von winzigen Punkten zu sehen, kleinen Ameisen oder Mücken gleich, die neben der Gummidichtung des Fensters über die weiße Farbe der Außenhaut marschierten.

Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.
Habe ich sie mir eingebildet? überlegte er.

Er dachte daran, die anderen aufmerksam zu machen, aber Rhin war wieder einem Nervenzusammenbruch nahe, seit sie den Tod des Lagers beobachtet hatte. Sie brauchte Schonung, wenn sie nicht zu einer ständigen Belastung werden sollte.

Ich könnte es mir eingebildet haben, dachte Chen Lu. Nur der Mond als Beleuchtung, ein langer, heißer Tag, zu wenig Schlaf – Punkte vor den Augen. Nichts Ungewöhnliches dabei.

Der Fluß hatte sich verengt. Schwarze Wände von überhängenden Bäumen standen rechts und links. An einigen Stellen berührten die Wipfel einander und

bildeten ein lückenhaftes Laubdach.

»Joao, schalten Sie für ein paar Sekunden die Scheinwerfer ein«, sagte Chen Lu.

»Warum?«

»Sie werden uns sehen, wenn wir es tun«, sagte Rhin.

Sie hörte die bebende Hysterie in ihrer Stimme und war schockiert. Ich bin Entomologin, sagte sie sich. Was immer es hier gibt, es sind Variationen vertrauter Formen und Arten.

Aber diese Überlegung hatte nichts Tröstliches für sie. Sie war das Opfer einer primitiven und abergläubischen Furcht, einer Angst, die Instinkte geweckt hatte, gegen die der Verstand nichts vermochte.

»Täuschen wir uns nicht«, sagte Chen Lu, und er versuchte leise und ohne Unruhe zu sprechen. »Wer diesen schlagartigen Überfall auf unsere Freunde gemacht hat weiß sehr gut, wo wir sind. Ich möchte das Licht nur, um einen Verdacht bestätigt zu sehen.«

»Werden wir verfolgt, eh?« sagte Joao. Er schaltete die Scheinwerfer ein. Die plötzlich aufstrahlenden Lichtkegel bohrten einen langen Tunnel durch die Schwärze, der mit flatternden, hin und her schießenden Insekten erfüllt war.

Die Strömung schwang sie um eine Flußbiegung. Die Scheinwerfer erfaßten das Ufer, bloßliegende Wurzeln, die sich in rotbraune Lehmböschungen krallten, glitten über einen halb ins Wasser gestürzten Baum und spiegelten sich in einem kalten grünen

Augenpaar dicht über der Oberfläche.

Joao schaltete das Licht aus.

In der plötzlichen Schwärze hörten sie das vielstimmige hohe Summen von Insekten und die metallischen Glockentöne von Flußfröschen. Dann kam wie ein verspäteter Kommentar das hustende Bellen und Schnattern eines aufgescheuchten Trupps roter Affen vom rechten Ufer.

Joao fühlte, daß die Anwesenheit der Frösche und Affen eine Bedeutung hatte, die er verstehen sollte. Aber sie blieb ihm verborgen.

Der Fluß verbreiterte sich zu einer silbrigen Bahn, und er konnte im Mondlicht Fledermäuse sehen, die in zuckendem Hin und Her Insekten jagten und gelegentlich die glatte Oberfläche entlangstreiften, um zu trinken.

»Sie folgen uns«, sagte Rhin. »Beobachten, warten ...«

Fledermäuse, Affen, Frösche, alle leben mit dem Fluß und von ihm, dachte Joao. Aber Rhin sagte, der Fluß enthalte Gifte und Insektizidrückstände, die einen Menschen krank machen konnten. Hatte sie übertrieben? Oder hatte es einen Grund gegeben, darüber zu lügen?

Er beobachtete ihr Gesicht in der matten Spiegelung von Mondlicht, die von der Wasserfläche in die Kabine drang, gewann aber nur den Eindruck einer hageren, gespannten Maske von mumienhafter Starre.

»Ich denke, wir sind sicher«, sagte Chen Lu, »so-

lange wir die Kabine verschlossen halten und unsere Luft durch den Filter der Klimaanlage holen. Aber wie lange werden die Batterien den Ventilator betreiben können? Und die Scheinwerfer?«

»Bei Tageslicht werden wir die Belüftung ausschalten und aufmachen«, sagte Joao. »Dann können wir sehen, was um uns ist, und unsere Sprühgewehre einsetzen, sollte es notwendig werden.«

Rhin preßte ihre Lippen zusammen, damit sie nicht so zitterten. Sie legte ihren Kopf gegen die Nackenstütze zurück und blickte durch den streifenartigen Glaseinsatz im Dach zum Himmel auf. Eine Wildnis von Sternen überflutete die Schwärze dort oben, und als sie ihren Blick senkte, konnte sie die Sterne immer noch sehen – ein zittriges Schimmern von schwachen Lichtpunkten auf der glatten Wasseroberfläche. Auf einmal erfüllte sie die Nacht mit einer Empfindung ungeheurer Einsamkeit, die sie niederrückte und zwischen den Dschungelwänden des Flusses gefangenhielt.

Die Nacht war voll von den Gerüchen des Urwalds, die der Belüftungsfilter nicht zurückhalten konnte. Die Luft kam feucht und schwer, beladen mit lockenden, betäubenden und abstoßenden Düften.

In ihrer Einbildung nahm die Welt außerhalb der treibenden Kapsel eine bewußte Bosheit an. Sie fühlte, daß dort draußen in der Nacht etwas war – eine denkende Einheit, die sie ohne einen Moment des Zögerns verschlingen konnte. Der Eindruck von Realität, den ihre überreizte Phantasie diesem Bild ver-

lieh, überflutete sie. Sie konnte ihm keine Form geben, aber es war da, und es mußte ungeheuer groß sein.

»Joao, wie schnell ist die Strömung hier?« fragte Chen Lu.

Gute Frage, dachte Joao.

Er beugte sich vorwärts und spähte auf die Leuchtziffern des Höhenmessers. »Wir sind acht-hundertdreißig Meter über dem Meeresspiegel«, sag-te er. »Wenn dieser Fluß der ist, für den ich ihn halte, dann werden wir auf den nächsten dreißig Kilome-tern ein Gefälle von siebzig Metern überwinden.« Er versuchte die Gleichung im Kopf auszurechnen, aber das war nicht seine Stärke, und er gab es auf, blickte statt dessen auf den Sekundenzeiger seiner Uhr und schätzte die Strecke, die die Kapsel in fünfzehn Se-kunden zurücklegte. »Ich kann natürlich nur eine grobe Schätzung geben«, sagte er schließlich, »aber die Strömungsgeschwindigkeit wird zwischen acht und zehn Stundenkilometern betragen.«

»Wird man uns nicht suchen?« sagte Rhin. »Ich denke immer ...«

»Denken Sie lieber nicht so«, sagte Chen Lu. »Das Gebiet ist groß und unübersichtlich. Man wird in acht oder zehn Tagen das Lager finden, oder was da-von übrig ist, und dann wird man die Umgebung ab-suchen. Aber wir werden bis dahin fünfhundert Ki-lometer weiter sein, in einer Gegend, wo uns nie-mand vermuten wird.«

»Aber es gibt eine Chance, nicht wahr?« fragte

Rhin. Ihre Stimme enthüllte, wie verzweifelt sie an diese Chance glauben wollte.

»Es gibt immer eine Chance, Rhin«, sagte Chen Lu. »Sie müssen sich beruhigen. Damit wir unsere Chance wahrnehmen können, ist es wichtig, daß jeder sich auf den anderen verlassen kann.«

Eine der Stummeltragflächen verfing sich im Ufergestrüpp, und die Strömung zog das Fahrzeug herum, bis der Bug stromauf zeigte; dann kam es wieder frei und glitt weiter. Der leichte Stoß weckte Joao aus unruhigem Dämmerschlaf. Er fuhr auf, blickte alarmiert hinaus, sah sich um. Chen Lu war wach und beobachtete besorgt das unfreiwillige Manöver.

»Es ist Zeit, daß Sie die Wache übernehmen, Joao«, sagte er. »Rhin schläft noch. Wir sollten sie nicht wecken.«

»Haben wir oft solche Uferberührungen gehabt?« flüsterte Joao.

»Nicht oft.«

»Wir sollten sehen, ob wir eine Art Treibanker improvisieren können«, sagte Joao. »Er würde diese Kreiselbewegungen verhindern.«

»Er würde nicht verhindern, daß wir an die Ufer getrieben werden. Und er könnte leicht irgendwo hängenbleiben und uns festhalten. Es wäre besser, wenn wir etwas wie ein Steuerruder machen würden.«

Joao nickte. »Ja, aber auch viel schwieriger. Am besten warten wir bis zum Morgen. Vielleicht fällt

uns etwas ein.«

Rhin bewegte sich und ächzte im Schlaf.

Joao schaltete die Scheinwerfer ein. Ein doppelter Lichtkegel sprang die Dschungelwand an, zeigte eine Gruppe Sagopalmen vor der lianenbehangenen Kulisse der Laubbäume. Die Luft dazwischen war voller tanzender, flatternder Insekten.

»Unsere Freunde sind immer noch mit uns«, sagte Chen Lu.

Joao schaltete die Scheinwerfer aus.

»Ich werde jetzt schlafen«, sagte Chen Lu. Er streckte sich auf dem schmalen Kasten aus. Bald verkündete sein langsames, tiefes Atmen, daß er eingeschlafen war.

Die Kapsel glitt lautlos auf dem stillen Wässer dahin. Joao starrte aus den Fenstern.

Der Mond war hinter eine Hügelkette gesunken, und der Fluß lag matt glänzend im Sternenlicht. Das Vorbeigleiten der schwarzen Waldkulisse erfüllte Joao mit Schläfrigkeit. Er konzentrierte sich darauf, wach zu bleiben, spähte durch die Schwärze, strengte seine Sinne an, so sehr er konnte.

Die Nacht auf dem Fluß begann eine geheimnisvolle Qualität anzunehmen. Es schien Joao, daß dieses gleichmäßig und lautlos dahinziehende Wasser verzaubert sei, bevölkert von den Geistern aller Passagiere, die es je getragen hatte, im Bann einer magischen Gegenwart. Er konnte diese Gegenwart fühlen. Die Nacht hielt vor ihr den Atem an. Selbst die Frösche waren still.

Dann kreischte etwas im Dschungel, und Joao dachte plötzlich, er höre das dumpfe Pochen einer Holztrommel. Fern ... sehr fern, mehr ein Vibrieren in der Stille, mehr gefühlt als gehört. Es war vergangen, bevor er Gewißheit haben konnte.

Indianer? dachte er. Hier im Goias? Die Indianer sind schon vor fünfzig Jahren vertrieben worden. Vertrieben und ausgerottet. Wer könnte in der Nacht trommeln? Ich muß es mir eingebildet haben; mein eigener Pulsschlag, das muß es gewesen sein.

Er hielt sich ganz still und lauschte, aber da war nur Chen Lus tiefes und gleichmäßiges Atmen, und ein unruhiger Seufzer von Rhin.

Der Fluß wurde breiter, und seine Strömung verlangsamte sich.

Eine Stunde verging ... eine weitere. Dieser Welt, durch die seine Kapsel lautlos dahinglitt, bedeutete Zeit nichts. Eine müde Einsamkeit erfüllte Joao. Wir werden es nie schaffen! dachte er.

Es ging gegen Morgen, als Chen Lu mit einem Grunzen erwachte. Er setzte sich ächzend aufrecht, begann seinen steifen Nacken zu massieren, gähnte. Seine noch schlaftrunkene Stimme brach die Stille: »Dieser Fluß, ist es wirklich der Itapura, Joao?«

»Sicher weiß ich es nicht, Doktor. Aber ich würde sagen, die Wahrscheinlichkeit ist achtzig Prozent.«

»Welches ist die nächste Ortschaft?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich bin mit den Verhältnissen im Norden nicht so vertraut. Der Itapura fließt in den Araguaia, und am mittleren Araguaia gibt es

verschiedene Siedlungen – Lamacal, Lapa und ein paar andere. Aber sie liegen alle in der roten Zone, und ich weiß nicht, ob die Regierung sie hat räumen lassen. Die nächste größere Stadt ist San Joao do Araguaia, wo dieser in den Rio Tocantins mündet. Aber bis dorthin sind es weit über tausend Kilometer auf dem Fluß.«

»Und bis zu den anderen Siedlungen, die Sie erwähnten?«

»Ungefähr sechshundert.« Er spähte in Rhins schlafendes Gesicht, dann wandte er den Kopf und sagte leise: »Wissen Sie, Doktor, wie der portugiesische Namen des Itapura ist? Rio das Mortes, Fluß der Toten.«

»Ein schlechtes Omen. Gibt es viele Stromschnellen, Wasserfälle und dergleichen vor uns?«

»Ob es Wasserfälle gibt, weiß ich nicht, aber mit Stromschnellen müssen wir bestimmt rechnen. Ihre Zahl und Gefährlichkeit hängt von der Jahreszeit und dem Wasserstand ab.«

»Wir werden die Stromschnellen überfliegen müssen.«

»Viele Wasserrungen wird dieses Ding nicht aushalten«, sagte Joao. »Der rechte Schwimmer ...«

»Die Leute haben gute Arbeit geleistet; der Flicken wird halten.«

»Hoffen wir es.«

»Sie haben traurige Gedanken, Joao. Das ist nicht die richtige Einstellung zu diesem Unternehmen. Wie lange werden wir zu diesen Siedlungen unter-

wegs sein?«

»Drei Wochen, mit Glück. Haben Sie Durst?«

»Ja. Wieviel Wasser haben wir?«

»Dreißig Liter. Wenn wir mehr brauchen, müssen wir an Land gehen und Flußwasser abkochen.«

Sie tranken beide. Das Wasser war warm und schal. Weit weg rief ein Vogel mit flötender Stimme: »Tuta, tuta, tuta!«

»Was war das?« flüsterte Chen Lu.

»Ein Vogel ... nur ein Vogel.«

Joao seufzte. Der Vogelruf hatte die abergläubische Vergangenheit seines Volkes in ihm geweckt und erfüllte ihn mit dunklen Vorahnungen. Er starnte in die Dunkelheit, sah Leuchtkäfer über dem rechten Ufer in einem jähnen Hexentanz durcheinanderschießen.

Eine weitere Stunde verging. Chen Lu war wieder eingeschlafen. Graues Licht kroch über den Fluß, der Osthimmel färbte sich rot. Eine Horde Brüllaffen begrüßte den neuen Tag mit heulenden Schreien. Ihr Aufruhr weckte die Vögel überall im schützenden Dunkel des Urwalds: ein Zwitschern und Trillern in allen Tonlagen begann, begleitet von rauhen Krächzlaufen und wildem Kreischen.

Perlmutterfarbenes Licht gab der Welt um die treibende Kapsel Tiefe und tilgte die schwarzen Schatten aus den überhängenden Wänden des Urwalds, ließ die Flammen schmarotzender Orchideen aufglühen. Die Kapsel trieb langsam und still. Weit voraus sprang ein großer Fisch aus dem Wasser und fiel pat-

schend zurück.

Rhin erwachte, richtete sich auf, reckte ihre Arme und starrte flußabwärts. Der Fluß zwischen den hohen Bäumen war wie das Schiff einer Kathedrale.

Sie gähnte, lächelte Joao zu ... und blickte plötzlich verstört und ängstlich, als ihr die Situation bewußt wurde. Sie schüttelte ihren Kopf und sah sich nach Chen Lu um.

Der Chinese lag auf dem Rücken, die Arme auf der Brust verschränkt, selbst im Schlaf diszipliniert, das Gesicht von eiserner Ruhe. Sie hatte das Gefühl, eine umgestürzte Statue eines Idols aus der Vergangenheit seines Landes zu sehen. Auf seiner Oberlippe und am Kinn zeigte sich ein dünner Bewuchs grauer Bartstoppeln. Plötzlich wurde ihr klar, daß Chen Lu sein Haar färbte. Es war ein Zug von Eitelkeit, den sie bei ihm nicht erwartet hatte.

»Kein Lufthauch«, sagte Joao.

»Aber es ist kühler, finde ich«, sagte sie.

Sie blickte aus dem Fenster und sah, daß sich ein Gewirr von Zweigen, Schilfgras und Wasserpflanzen am Vorderende des rechten Schwimmers verfangen hatte. Die Kapsel drehte sich langsam um sich selbst; jede zufällige Strömung, die sie erfaßte, ließ sie in dieser oder der anderen Richtung herumschwingen. Die Bewegungen entbehrten nicht einer gewissen Majestät; sie waren wie ein feierlich-gemessener Tanz zum Rhythmus des Flusses.

»Was rieche ich?« fragte sie.

Joao schnupperte. Kerosin ... Schweißgeruch un-

gewaschener Körper ... Moder ... Er wußte sofort, daß es der Modergeruch war, der ihre Frage ausgelöst hatte.

»Das ist Modergeruch«, sagte er. »Fäulnis und Schimmel. In dieser feuchten Hitze geht das schnell.«

Sie blickte in der Kabine umher, sah das glatte, beigefarbene Plastikmaterial der Innenverkleidung, das verchromte Metall der Instrumente.

Moder und Fäulnis, dachte sie.

Der Dschungel hatte bereits einen Brückenkopf hier drinnen.

»Wir stehen direkt vor der Regenzeit, nicht wahr?« sagte sie. »Was wird das bedeuten?«

»Schwierigkeiten«, sagte er. »Hochwasser. Reißende Strömung. Entwurzelte Bäume.«

Chen Lu erwachte und setzte sich aufrecht. »Ich glaube, wir sollten etwas essen«, erklärte er. »Wer möchte eine Ration?«

Als hätte Joaos Magen auf das Stichwort gewartet, meldete er sich plötzlich mit gierigem Hunger. Joaos Hände zitterten; sein Mund brannte vor Durst.

»Gute Idee«, sagte er. »Aber zuerst einen Schluck Wasser.«

Chen Lu reichte die Feldflasche nach vorn. Es glückste, als Joao sie nahm. Er schraubte sie auf und hielt sie Rhin vor die Nase, aber sie schüttelte ihren Kopf, überwältigt von einem unerklärlichen Ekel. Sie hörte Joao trinken, und das Geräusch verursachte ihr Übelkeit. Wie gierig er trank! Sie wandte sich weg,

unfähig, ihn anzusehen.

Joao gab die Feldflasche zurück und empfing eine abgepackte Feldration von Chen Lu.

»Ich – ich glaube, ich möchte auch eine«, sagte Rhin.:

Chen Lu gab sie ihr, und sie aßen schweigend.

Nun fühlte sie Durst – und war überrascht, als Chen Lu ihr die Feldflasche gab, bevor sie es über sich brachte, darum zu bitten. Nun wurde ihr klar, daß er sie beobachtete und sich ihrer Emotionen bewußt war, daß er viele von ihren Gedanken sah. Es war eine beunruhigende Entdeckung. Er kannte also ihre Schwäche, ihre Unfähigkeit, sich selbst zu disziplinieren. Sie trank, ohne auf den schalen Geschmack zu achten, und stieß Chen Lu die leere Feldflasche hin.

Er lächelte.

»Wenn sie nicht auf dem Dach oder unter den Tragflächen sind, wo wir sie nicht sehen können«, sagte Joao, »haben unsere Freunde uns verlassen.«

»Ich habe es bemerkt«, sagte Chen Lu.

Die Sonne hatte sich über die Baumwipfel erhoben, und ihr Licht lag gleißend auf dem Wasser. Joao blickte beide Ufer entlang, so weit er sehen konnte.

Keine Bewegung von Leben.

Kein Geräusch.

»Es wird ein höllisch heißer Tag werden, hier in der Kapsel«, sagte Rhin.

Joao nickte. Er kletterte mit steifen Bewegungen aus seinem Sitz, stieg in den rückwärtigen Teil der

Kabine und öffnete die Verriegelung des Durchstiegs.

»Wohin gehen Sie?« wollte Rhin wissen. Sie errötete nachträglich über ihre Frage.

Chen Lu schmunzelte.

Sie fühlte einen unvernünftigen Haß auf ihn, selbst als er die Wirkung seiner Reaktion abzuschwächen suchte und sagte: »Wir müssen lernen, daß auch die offenen Umgangsformen des Westens ihre blinden Stellen haben, Rhin.«

Der Spott war noch immer in seiner Stimme, und sie hörte ihn heraus und wandte sich mit einem wütenden Ruck nach vorn.

Joao öffnete die Tür einen Spalt und untersuchte die Gummidichtungen innen und außen. Er beobachtete die Rückwand, die etwas darüber hinausragenden Enden der Schwimmkörper. Keine Insekten.

Er kletterte hinaus auf den rechten Schwimmer und schloß die Tür.

Sobald sie das Schmatzen der Gummidichtungen hörte, fuhr Rhin herum und fauchte: »Sie sind unerträglich!«

»Aber ich bitte Sie, Doktor Kelly.«

»Doktor Kelly! Kommen Sie mir nicht mit diesem professionellen Schmus! Sie sind trotzdem unerträglich!«

Er mußte lächeln, als er sah, daß ihr die Ironie entgangen war. Sie wollte wieder auffahren, aber er hob beschwichtigend seine Hände. »Regen Sie sich nicht auf, Rhin. Ihre Nerven sind angegriffen, und so rea-

gieren Sie unnötig gereizt.« Er senkte seine Stimme. »Oder empfinden Sie meine Anwesenheit als störend, weil Sie sich von unserem stattlichen Reisegefährten angezogen fühlen? Ich gebe zu, daß ich eine armselige Alternative zu seiner robusten Männlichkeit bin.«

Sie fühlte Röte in ihre Wangen steigen und wußte nicht, was sie darauf sagen sollte. Es war wahr, daß sie sich von Joao angezogen fühlte, aber sie hatte es sorgfältig verborgen. Chen Lus scharfe Beobachtung und sein durchdringender Intellekt verwirrten und erbitterten sie, seine noch in der Direktheit unüberhörbare Ironie machte sie hilflos. Sie starrte vor sich hin.

Ihr Schweigen war ein Geständnis.

Chen Lu nickte zu sich selbst. Die Triebkräfte des Lebens waren ein unentrinnbarer Mechanismus. Es war alles abzusehen. Sie würde Joao verfallen, und Joao ihr – beinahe gewohnheitsmäßig. Die Tür neben ihm wurde geöffnet, und Joao kletterte in die Kabine herauf.

»Kein Zeichen von Insekten«, sagte er, als er zu seinem Sitz zurückkehrte. »Ich habe die Luke nicht verriegelt, falls noch jemand hinausgehen möchte.«

»Rhin?« sagte Chen Lu.

Sie schüttelte ihren Kopf, holte bebend Atem.
»Nein.«

»Dann werde ich diese Gelegenheit wahrnehmen«, sagte Chen Lu. Er öffnete die Tür, kletterte hinunter auf den Schwimmer, schloß sie hinter sich.

Rhin starrte geradeaus auf die Quecksilberspur des Flusses. Die Kapsel glitt still durch die flirrende Luft, die sich langsam mit Hitze vollsog, bis sie explodieren würde. Rhin stellte sich vor, wie Chen Lu auf dem Schwimmer stand und sein Ohr an der Tür hatte, aber dann hörte sie ihn ins Wasser urinieren.

Joao blickte sie an. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Ein guter Witz! dachte sie.

Eine Minute verging in Schweigen.

»Etwas ist nicht in Ordnung«, sagte Joao. »Sie und der Doktor hatten Streit, während ich draußen war. Ich konnte Ihre Worte nicht verstehen, aber Ihr Ton klang sehr zornig.«

Sie schluckte mit trockener Kehle. »Ich ... er hatte mich aufgezogen.«

»Aufgezogen?«

»Ja.«

»Weswegen?«

Sie blickte aus dem Fenster und beobachtete die zartgefiederten Palmen am Ufer, die weichen Formen von Hügeln, die sich zum Fluß vorschoben.

»Ihretwegen«, sagte sie.

Joao blickte auf seine Hände und wunderte sich, daß ihr Eingeständnis ihn in Verlegenheit brachte. Er spähte zum linken Ufer, um sie nicht ansehen zu müssen.

Der Fluß war hier mit Mangobäumen gesäumt, dichtem grünem Laubwerk, durchzogen von den helleren Tönen tropischer Misteln, behangen mit Schlingpflanzen und Orchideen. Auf einemdürren

Ast hoch über dem Fluß hockten zwei schwarz und weiß gezeichnete Geier vor dem stahlblauen Himmel.

Ein Schwarm von Tangaras überquerte den Fluß, ein Aufblitzen von Türkis und Orange, und tauchte in die Wand des Urwalds ein, wurde von ihm verschluckt, als ob er nie gewesen wäre.

Die Mangobäume machten einem Bestand von hohen, zierlichen Buriti-Palmen Platz, die aus verfilztem Unterholz ragten. Die rotbraune Erde der Uferböschung war durchlöchert von den Bauten unsichtbarer Nager.

Die Hecktür öffnete sich, und Joao hörte Chen Lu in die Kabine klettern und die Hebel der Verriegelung schließen.

Die Hügel drängten den Fluß in eine Linkskurve. Ausgewaschene nackte Felsbänke begleiteten das rechte Ufer. Als die Kapsel in die Biegung trieb, beugte sich Chen Lu vorwärts und zeigte über Joaos Schulter.

»Was ist das? Sehen Sie, dort, unter den überhängenden Zweigen!«

Bevor Joao etwas sah, traten die Gestalten aus dem Schatten ins volle Sonnenlicht der grauen Felsbank, drei Meter über dem gurgelnden Wasser.

Joao keuchte.

»Heilige Mutter Gottes, beschütze uns!« flüsterte Rhin.

Es war eine gemischte Gruppe, die wie zum Appell auf der Felsbank angetreten war. Die meisten

waren von menschlicher Gestalt, aber es gab auch einige Riesenkopien von Insekten – Fangsehrecken, Käfer, etwas mit einem meterlangen Saugrüssel. Die Menschen waren überwiegend Indios wie jene, die Joao und seinen Vater entführt hatten.

Aber zwischen ihnen standen in unregelmäßigen Abständen Einzelausgaben, Individuen. Dort war eine, deren Erscheinung identisch mit dem Präfekten, Joaos Vater, war. Ein Stück weiter – Virho! Und dort ... und dort ... alle die Männer aus dem Lager.

Joao beugte sich an Rhin vorbei, öffnete das Fenster einen Spalt und schob sein Sprühgewehr durch.

»Nein!« sagte Rhin. »Warten Sie! Sehen Sie, wie glasig ihre Augen sind? Das könnten wirklich unsere Freunde sein, vielleicht unter Drogen oder so.«

»Es ist möglich, daß sie Geiseln sind«, sagte Chen Lu. »Aber solange sie nicht rufen, werden wir es nicht erfahren. Es gibt nur eine sichere Methode, herauszubringen, ob sie echt oder unecht sind – einen von ihnen mit dem Karabiner zu erschießen. Aber wer brächte das über sich?«

»Vielleicht reagieren sie, wenn wir winken«, sagte Rhin. Die Kapsel glitt jetzt zehn Meter vom Ufer entfernt unter der Felsbank vorbei. Rhin winkte durch das Fenster zu den Gestalten hinüber, aber sie blieben still stehen und rührten sich nicht. Joao starrte in die Gesichter. Da war Virhö, stumm, mit glasigem Blick, da war sein Vater, genau wie er ihn erinnerte, auferstanden von den Toten, auch er stumm, das Gesicht seltsam leer ...

Dann waren sie vorbei, und die Flußbiegung blieb zurück. Weit überhängende Zweige streiften die rechte Tragfläche.

»Wenn das Indianer gewesen wären, könnte ich mir vorstellen, warum sie diese Schau aufgezogen haben«, sagte Joao. »Aber es waren keine. Wir wissen nicht, wie diese Kreaturen denken. Indianer würden so etwas machen, um uns zu demoralisieren, um zu sagen: ›Ihr seid die nächstens Aber diese Wesen ...« Er schüttelte seinen Kopf.

Die Stille des Flusses drang in die Kabine ein, verstärkt von der Hitze und dem hypnotischen Vorbeigleiten der waldigen Ufer.

Chen Lu lehnte sich in seine Ecke und schloß die Augen.

Rhin legte ihren Kopf auf die Nackenstütze, blickte zum Himmel auf und dachte: Bald werden sie uns suchen. Sie müssen ... sie müssen ... Jede Minute kann eine Suchmaschine über dem Fluß erscheinen ... Sie sah Joaos Hand auf dem Rand seines Sitzes liegen, eine kräftige braune Hand, und ohne daß es eines bewußten Willensakts bedurft hätte, kroch ihre linke Hand hinüber und erfaßte die seine. Er schaute sie nicht an, aber der antwortende Druck seiner Hand sagte ihr mehr als ein Blick.

Chen Lu sah die Bewegung durch seine fast geschlossenen Lider und lächelte still.

Joao starrte hinaus zum Ufer. Der Fluß war wieder schmäler geworden und strömte schneller als zuvor zwischen hohen Lianenvorhängen dahin. Die Strö-

mung trug sie durch eine weitere Biegung und zeigte drei turmhohe Bäume in roter Blütenpracht vor der grünen Kulisse des Dschungels. Kleine Wirbel störten die Spiegelung der glatten Wasseroberfläche, zupften an den Schwimmern.

Ihre Hand in meiner, dachte Joao. Ihre Hand in meiner.

Ihre Handfläche war feucht, von intimer Sinnlichkeit.

Die windstille Luft brütete Hitze, lag flimmernd über dem Wasser. Langsam, langsam zog die Sonne über den blassen Himmel westwärts, sank zu den Wipfeln.

Die Hände zusammen, dachte Joao.

Er begann zu beten, daß die Nacht endlich käme.

Abendschatten verhängten die Flußufer mit blauem Dunst. Der Himmel flammt, färbte das Wasser rosig und purpurn. Dann verblaßte das Farbenspiel, der Fluß lag bleiern zwischen den dunkelnden Wänden, und es kam ein Moment, wo alle Bewegung aufgehört zu haben schien. Dann fiel die Nacht ein.

Chen Lu löste seinen Blick vom letzten stillen Akkord des ersterbenden Tages.

Und er lächelte wissend und ein wenig mitleidig, als er sah, wie die zwei Schatten in den Vordersitzen ein Schatten geworden waren.

Das Tier mit zwei Rücken, dachte er.

Laut sagte er: »Ich werde jetzt schlafen, Joao. Übernehmen Sie die erste Wache. Wecken Sie mich um Mitternacht.«

Das Schnaufen und leise Stöhnen, die ungenierten rhythmischen Geräusche vom Vorderende der Kabine hörten momentan auf.

»In Ordnung«, sagte Joao, und seine Stimme war atemlos und heiser.

Die Geräusche begannen von neuem. Chen Lu streckte sich aus und versuchte seine Ohren zu verschließen. Diese Rhin, dachte er. Man muß die Menschen kennen, um nicht immer wieder von ihnen überrascht zu werden. Bei der ersten Gelegenheit fallen sie übereinander her wie die Tiere, zwei Käfern gleich, die sich blind im Staub des Fußwegs paaren, bis der achtlose Tritt des Wanderers sie zerquetscht ...

8.

Der Bericht, so interessant er war, fügte dem Wissen des Gehirns über die Menschen wenig Neues hinzu. Sie hatten schockiert und verwirrt auf die Schaustellung am Ufer reagiert, was zu erwarten gewesen war. Mehr war entgegen seinen Hoffnungen nicht herausgekommen, und nun erfuhr das Gehirn etwas, das einer anderen menschlichen Emotion ähnelte – Besorgnis.

Die drei Menschen in ihrem treibenden Fahrzeug entfernten sich immer weiter von der Höhle. Damit kam ein bedeutsamer Verzögerungsfaktor in die Abfolge Meldung-Berechnung-Entscheidung-Aktion.

Nach der soeben eingetroffenen Meldung näherte sich das Fahrzeug einer Serie von Stromschnellen,

wo seine Insassen den Tod finden und unwiderruflich verlorengehen konnten. Es war auch denkbar, daß sie ihre Anstrengungen erneuerten und mit ihrem Fahrzeug davonflögeln. Hier lag ein Besorgnis-Element, das komplizierter Erwägungen bedurfte.

Das Fahrzeug war schon einmal geflogen.

»Meldet den Aktionsgruppen«, befahl das Gehirn, »daß sie das Fahrzeug und die Menschen darin fangen sollen, bevor es die Stromschnellen erreicht. Die Menschen sind lebendig zu fangen, wenn möglich. Sollte es notwendig werden, den einen oder den anderen zu opfern, um die Menschen in unsere Gewalt zu bringen, ist dies die Reihenfolge ihrer Bedeutung: zuerst ist der Chinese zu fangen, dann der Mensch Martinho, und schließlich der weibliche Mensch.«

Die Insekten im Höhlenraum tanzten die Botschaft nach, dann schossen sie hinaus in den Sonnenschein.

Chen Lu starrte über die Vordersitze hinweg auf den schwarzen Fluß. Die Mondsichel legte einen dünnen, silbrigen Pfad auf das Wasser, eine Bahn, die in die Unwirklichkeit verschwimmender Nachhorizonte führte.

Von vorn kamen die Geräusche tiefen, gesättigten Schlafes.

Unsere Freunde werden den Angriff nicht mehr lange hinauszögern, dachte Chen Lu. Es ist klar, daß sie nur den passenden Ort und Zeitpunkt abwarten. Wo wird das Ende kommen – in einer engen Fels-schlucht, unter dem Laubdach eines grünen Tunnels?

Er fand, daß der Gedanke an den Tod seinen Schrecken verloren hatte. Er war bereit, dieser ungezähmten Wildnis sein Leben zum Opfer zu bringen, in sie einzugehen. War es nicht würdiger, seinen Leib der Natur zurückzugeben, neuem Leben zur Nahrung, als in einem Spitalbett Zu enden, jämmerlich allein in einer sterilen Kammer, um der eingespielten Effizienz mühsam verbrämter technischer Beseitigungsprozesse anheimzufallen, nicht anders als ein Sack Müll? Ja, er wollte hier sterben. Es war die Chance, ein Leben, das sich ohnehin dem Ende zuneigte, anständig zu beenden. Er hatte keine Furcht. Er war ruhig, fast glücklich.

Joao erwachte, weil sein Arm eingeschlafen war. Rhins Kopf war an seine Schulter geschmiegt, und er zog seinen Arm vorsichtig, um sie nicht zu wecken, hinter ihrem Rücken hervor. Wie ruhig sie atmete.

Er schloß seine Augen, streckte sich in seinem Sitz, so gut er konnte, aber der Schlaf ließ auf sich warten. Etwas war da ... etwas in der Kabine, das seine Aufmerksamkeit verlangte. Sein, Bewußtsein kam weiter und weiter aus dem Schlaf.

Modergeruch.

Das war es. Der Modergeruch war stärker – und es roch nach Rost. Er schnüffelte die Luft, und es erschien ihm unglaublich, daß dieses muffige Aroma von kondensierter Feuchtigkeit, Schimmel und Fäulnis, das jetzt die Kabine erfüllte, den Tag über kaum störend gewesen sein sollte.

Die Gerüche machten ihn melancholisch. Er konn-

te fühlen, wie der Zustand der Kapsel um ihn sich von einem Tag zum anderen verschlechterte, und die Kapsel war ein Symbol der Zivilisation. Diese gebitterten Gerüche verkörperten Verfall und Sterblichkeit.

Er strich leicht über Rhins Haar und dachte: Warum sollten wir nicht ein wenig Glück suchen, hier und jetzt? Morgen können wir tot sein ...

Langsam sank er in Schlaf zurück.

Ein Schwarm Sittiche verkündete den neuen Tag. Sie schwatzten und zeterten in den Jacarandabäumen am Ufer. Hier und dort stimmten andere Vögel zwitschernd ein.

Joao hörte die Vögel wie aus weiter Ferne. Das Geräusch zog ihn aufwärts, und er erwachte schwitzend und mit einem seltsamen Gefühl von Schwäche.

Rhin hatte sich während der Nacht von ihm gelöst und schlief in ihrem Sitz, den Kopf am Fenster.

Joao starrte ins graue Licht hinaus. Dunst hing über dem Wasser. Die Luft in der abgeschlossenen Kabine hatte eine ungesunde Feuchtigkeit und Wärme. Joao befeuchtete seine Lippen, setzte sich aufrecht. Sein Rücken schmerzte vom Schlafen in unbequemer Haltung, und seine Füße waren geschwollen. Er blickte zum Himmel auf.

»Halten Sie nicht nach Suchflugzeugen Ausschau, Joao«, sagte Chen Lu.

Joao hustete. »Ich habe nur nach dem Wetter gesehen. Wir werden bald Regen kriegen.«

»Vielleicht.«

So grau, dieser Himmel, dachte Joao. Ein leerer, schieferfarbener Hintergrund für den einsamen Geier, der mit bewegungslosen Schwingen über die Baumwipfel segelte. Der Geier zog einen majestätischen Kreis, schlug einmal, zweimal mit den Flügeln und flog stromaufwärts.

»Warum haben Sie mich um Mitternacht nicht geweckt, Doktor?« fragte Joao, dem plötzlich einfiel, daß er seine Wache verschlafen hatte. »Ich wollte nicht, daß Sie die ganze Nacht ohne Schlaf bleiben.«

Chen Lu zuckte die Achseln. »Sie schliefen so fest, da wollte ich Sie nicht stören. Außerdem war ich nicht müde.«

Joao blickte ins Wasser und bemerkte, daß die Kapsel Teil einer schwimmenden Insel aus verfilzten Ästen, Buschwerk, Ranken und Parasitenmoos geworden war. Es war eine alte Insel, wenigstens ein Jahr alt. Das Moos war dick.

»Wo sind wir?« fragte Rhin.

Joao drehte den Kopf und sah sie aufrecht sitzen. Sie wich seinem Blick aus.

Was ist das? dachte er. Schämt sie sich?

»Wir sind, wo wir schon gestern waren, meine Liebe«, sagte Chen Lu. »Auf dem Fluß. Wollen Sie etwas essen?«

Sie nickte, und Chen Lu teilte Rationen aus. Während sie aßen, verstärkte sich Joaos Eindruck, daß sie ihn mied. Sie war als erste aus der Tür und auf dem Schwimmer und blieb lange Zeit draußen. Als sie zurückkehrte, legte sie sich in ihrem Sitz zurück und

tat, als wolle sie schlafen.

Zum Teufel mit ihr, dachte Joao. Er ging auf den Schwimmer hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Chen Lu beugte sich ein wenig vorwärts und sagte: »Haben Sie gut geschlafen, Rhin?«

Sie sagte, ohne die Augen zu öffnen: »Fahren Sie zur Hölle.«

»Aber ich glaube nicht an die Hölle.«

Sie schwieg. Nach einer Weile kam Joao zurück und kletterte in seinen Sitz. »Heute werden wir auf Stromschnellen stoßen«, sagte er. »Ich kann es fühlen.«

»Warum glauben Sie das?« fragte Chen Lu.

»Die Strömung ist schneller geworden«, sagte Joao. »Aber es ist mehr ein Vorgefühl, eine Ahnung.«

Er blickte voraus. Tatsächlich hatte sich der Charakter des Flusses verändert. Waldige Hügel waren auf beiden Seiten, und die Strömung zog rasch zwischen ihnen durch, bildete entlang den Uferböschungen Wirbel und Gegenströmungen.

Eine Bande Wickelschwanzaffen war auf die Kapsel aufmerksam geworden und begleitete sie eine Weile. Die Tiere tobten kreischend und schnatternd durch die Bäume des linken Ufers und gaben erst auf, als die Kapsel kreiselnd durch eine Flußbiegung nach rechts getragen wurde.

»Bei jedem Tier, das ich hier draußen sehe«, sagte Rhin, »muß ich mich fragen, ob es wirklich ist, was es zu sein scheint.«

Diesmal blickte sie Joao an, und als sie den fra-

genden Ausdruck seiner Augen sah, schenkte sie ihm ein warmes, intimes Lächeln.

»Das sind richtige Affen«, sagte Joao. »Ich glaube, es gibt einige Dinge, die unsere Freunde nicht imitieren können. Außerdem sind wir hier in einer ziemlich unberührten Gegend.«

Sie kamen aus der Biegung in eine lange Gerade, und die Hügel drängten näher heran. Hinter dem Urwald aus harten Laubhölzern, der die schmäler werdende Flußebene ausfüllte, bedeckte Buschwald die Hänge, überragt von Sagopalmen. Hinter der nächsten Flußbiegung überraschten sie fünf oder sechs langbeinige rosa Flamingos, die nahe dem Ufer im seichten Wasser standen. Sie breiteten die Schwingen aus, stießen sich ab und flogen flußabwärts davon.

Das Geräusch kam als ein schwaches Rauschen und Tosen, wie starker Wind, der durch Bäume braust. Sie fühlten eine weitere Beschleunigung der Strömung, die sie durch eine weite Biegung trug.

»Schnallen wir uns an«, sagte Joao.

»Sind Sie sicher?« fragte Chen Lu.

»Ja. Hören Sie das Geräusch? Das ist Wasser.«

Ein Wirbel erfaßte die Kapsel und schwang sie zweimal herum, während sie aus der Kurve schoß, und dann sahen sie weiß schäumendes Wasser und Gischtwolken einen Kilometer voraus, ein kochendes Brodeln und Toben. Das Rauschen wurde lauter und verdrängte jedes andere Geräusch.

Joao beobachtete die hohen Wände des Urwalds

zu beiden Seiten, den schmäler werdenden Fluß, die rundgewaschenen schwarzen Felsen bei den Stromschnellen. Dies alles und die Geschwindigkeit der reißenden Strömung verlangten sorgfältiges Urteil.

Dies wird der Ort sein, dachte Chen Lu. Unsere Freunde werden hier sein und uns erwarten.

Rhin umklammerte die Seiten ihres Sitzes und drückte sich rückwärts gegen die Lehne. Ihre Augen blickten starr und ängstlich in die kochende Gischt.

»Etwas ist über uns«, sagte Chen Lu.

Ein Schatten verdunkelte das Wasser ringsum. Eine Wolke von schwirrenden weißen Körpern begann die Sicht nach vorn zu trüben.

Joao schaltete die Zündung ein, zählte die Sekunden ab.

Mit einem gewaltigen Husten und Spucken sprangen die Turbinen an, kamen brüllend auf Touren. Die Kapsel nahm Fahrt auf und löste sich aus der Insektenwolke.

»Ein Netz!« kreischte Rhin. »Sie haben ein Netz über den Fluß gespannt!«

Es hob sich wie eine triefende Schlange oberhalb der Stromschnellen aus dem Wasser. Joao hörte die Turbinen singen. Die Kapsel hob sich aus dem glasi gen Wasser, die Schwimmer zischten über die Oberfläche, dann war sie in der Luft.

Aufwärts ... aufwärts.

Joao sah den Fluß unter sich durch eine felsige, von Vegetation überhangene Schlucht schießen, zog die Kapsel über den grünen Kamm eines steilen Hü-

gels und sah eine weite Flußschleife voraus. Unter dem Horizont dehnte sich ein brauner, von Inseln durchsetzter See, und im Osten standen schwarz-graue Gewitterfronten.

Joao nahm das Gas weg und hielt auf die Fluß-schleife zu. Überflutetes Land, dachte er. Es muß weiter nördlich viel Regen gegeben haben.

Die Schwimmer setzten mit einem harten Stoß auf. Das Wasser spritzte bis in die Höhe des Kabinendachs. Die Kapsel drehte sich langsam auf der schaumigen Oberfläche, geriet in eine Strömung und wurde mitgenommen. Eine halbe Minute später ging eine Erschütterung durch die Maschine, gefolgt von einem lauten, metallischen Kratzen und Scharren. Die Vorwärtsbewegung kam fast zum Stillstand. Das Wasser zog den linken Schwimmer herum, die Kapsel drehte sich um neunzig Grad, kam wieder frei. Das Kratzen hörte auf. Die rechte Tragfläche begann sich zu neigen. Tiefer ... tief er.

Joao fluchte, ließ die Motoren wieder anspringen und schwenkte die Turbinengehäuse aus der Horizontalen, um einen Streifen braunen Sandstrands zu ihrer Linken zu gewinnen.

»Wir sinken!« sagte Rhin entsetzt.

»Das ist der rechte Schwimmkörper«, sagte Chen Lu. »Er muß leckgeschlagen sein, als wir eben auf diese Kiesbank liefen.«

Die Kapsel schob sich mit Schlagseite zum Ufer, der linke Schwimmer scharrete auf Sand, dann blieb auch der rechte hängen. Etwas gurgelte dort unter

Wasser, und Blasen stiegen an die Oberfläche. Weniger als ein Zentimeter Luft blieb zwischen dem rechten Tragflächenende und dem Wasser. Joao fluchte wieder, ließ die Turbinen weiterlaufen und schwenkte sie in die Horizontale zurück. Dann gab er einseitig Gas, bis die rechte Turbine mit voller Kraft lief und den vollgeschlagenen Schwimmer aus dem Wasser hob. Die Kapsel schwang in einem kurzen Bogen herum, bis auch der rechte Schwimmer mit dem vorderen Drittel aufsaß. Joao schaltete die Motoren aus und wischte sein schwitzendes Gesicht.

Rhin schlug die Hände vors Gesicht und schauderte.

»Was nun?« sagte Chen Lu. Und er dachte, beinahe mit Heiterkeit: Das ist das Ende. Unsere Freunde werden uns hier finden.

»Nun werden wir den Schwimmer reparieren«, sagte Joao.

»Hier draußen?« fragte Chen Lu.

»Natürlich hier draußen!« schnappte Joao. »Nun lassen Sie mich nachdenken.«

Rhin ließ die Hände von ihrem Gesicht sinken.
»Ist es möglich?«

»Wenn sie uns genug Zeit geben«, brummte Joao.
»Ich muß mir den Schaden ansehen. Doktor, nehmen Sie ein Sprühgewehr mit ein paar Ersatzladungen und achten Sie auf unsere Freunde.«

Er öffnete den linken Einstieg und kletterte auf die Tragfläche hinaus. Das Rauschen des Flusses und die feuchte, frische Luft über dem Wasser wirkten beru-

higend auf ihn. Er beobachtete die Luft, den Dschungel, den Fluß. Libellen kreuzten über dem Wasser hin und her, Mückenschwärme tanzten, Fliegen ließen sich auf dem Rumpf der Kapsel nieder. Joao musterte sie lange und mißtrauisch, aber sie schienen harmlose Vertreter der ursprünglichen Population zu sein. Von den Insekten, nach denen er Ausschau hielt, war nichts zu sehen.

Chen Lu stieg neben ihm auf die Tragfläche, und sie standen und betrachteten den Waldrand, der fünf Meter vor ihnen war, eine scheinbar undurchdringliche Wand aus Unterholz, miteinander verflochtenen Zweigen, Schlingpflanzen, Baumfarnen und Lianengirlanden.

»In diesem Dschungelsaum könnte eine Armee sein, und wir würden sie nicht sehen«, sagte Chen Lu.

Joao sprang von der Tragfläche in den grobkörnigen Sand, ging zur rechten Seite hinüber und watete ins Wasser, um den Schwimmer zu untersuchen. Es roch stark nach unverbranntem Treibstoff, und ölige Schlieren auf der Wasseroberfläche deuteten darauf hin, daß Tank oder Leitungen irgendwo undicht geworden waren. Joao zuckte mit der Schulter und befühlte vorsichtig den im Wasser liegenden Teil des Schwimmers, während er langsam hinauswatete. Das Wasser war warm und trüb und lehmabraun.

Bald fanden seine tastenden Finger, was sie suchten: einen fast handbreiten, unregelmäßigen Riß im Metall und anhängende Reste von Virhos Flicken.

Das Loch war entmutigend groß.

Der grobe Sand knirschte, als Chen Lu auf seine Seite kam, ein Sprühgewehr in den Händen. »Wie sieht es aus?«

»Schlecht.«

»Können wir es reparieren?« fragte Chen Lu.

Joao hob den Kopf und sah den Chinesen an, überrascht von der ruhigen Heiterkeit in Chen Lus Stimme. Der Mann lächelte, und seine Miene zeigte nichts als Freundlichkeit und eine milde Neugier. Joao konnte sich keinen Reim darauf machen.

»Wir werden diesen Schwimmer abmontieren und aus dem Wasser ziehen müssen, bevor ich etwas sagen kann«, meinte er. »Aber ich glaube, wir können das Loch flicken.«

»Es wird nicht einfach sein, das Ding aus dem Wasser zu ziehen.«

Joao nickte. »Wir werden Hölzer als Rollen brauchen. Vielleicht eine Winde aus Lianen.«

Rhin öffnete ihr Fenster und sagte: »Wie lange wird das alles dauern?«

»Bis heute abend, wenn wir Glück haben«, sagte Joao.

»Soviel Zeit werden sie uns nicht geben«, sagte Chen Lu.

»Der Flug hat uns ungefähr zwanzig Kilometer Vorsprung verschafft«, sagte Joao.

»Aber sie können auch fliegen«, sagte Chen Lu. Er blickte flußabwärts, beschirmte seine Augen mit der Rechten und sagte nach einer Pause, ohne seinen

Tonfall zu ändern: »Und da kommen sie schon.«

Joao wirbelte herum und sah einen langgezogenen Schwarm weißer, roter und braungoldener Insekten über dem Fluß. Sie kamen schnell und in gerader Linie auf die Kapsel zu, jedes Tier groß wie ein Männerdaumen, und ihr Summen wurde über dem Rauschen des Wassers hörbar.

»Schießen Sie, Mann!« brüllte Joao. »So schießen Sie doch!« Chen Lu hob zögernd sein Sprühgewehr. »Es hat keinen Zweck, Joao«, sagte er leise. Aber dann drückte er doch ab, und eine Wolke giftigen Nebels schoß hinaus, als er die Ladung versprühte. Hunderte von zappelnden, sterbenden Insekten begannen das Wasser und den Strand um die Kapsel zu bedecken, aber mehr kamen nach ... und mehr ... und mehr ...

Die Boten tanzten und summten ihre Meldung unter der Höhlendecke. »Das Fahrzeug ist auf dem Grund und verletzt. Es treibt nicht länger auf dem Wasser, sondern liegt am Ufer. Die Menschen sind nicht verletzt. Wir führen bereits die Aktionsgruppen zu der Stelle, aber die Menschen schießen ihr Gift auf alles, was sich bewegt. Wie sind deine Befehle?«

»Die Menschen in dem Fahrzeug müssen lebendig gefangen werden«, befahl das Gehirn. Es wußte, daß es ein eigennütziger Befehl war, der vielen Einheiten das Leben kosten würde, aber es war nichtsdestoweniger ein richtiger und notwendiger Befehl. Das Gehirn hatte viele Fragen, und diese drei Menschen schienen besser als die meisten anderen geeignet, die

Rolle von Kontaktpersonen zu übernehmen.

»Ruft alle verfügbaren Aktionsgruppen zusammen. Erkundet eine geeignete Stelle flußabwärts, eine bessere als die letzte, und postiert die Hälfte der Aktionsgruppen dort. Die andere Hälfte muß so früh wie möglich angreifen.«

Das Gehirn schwieg eine Weile, ohne die Boten zu entlassen, dann fügte es einen weiteren Befehl hinzu: »Wenn alles mißlingt, ist bis auf ihre Köpfe alles zu töten. Ihre Köpfe sind zu retten und zu erhalten.«

Es zog seine Sinnesorgane ein. Nun waren die Boten entlassen, und nachdem sie ihre Instruktionen wiederholt hatten, schossen sie aus der Höhle ins helle Sonnenlicht über den tosenden Wassern.

Bald darauf schoben sich Wolken vor die Sonne.

Das Gehirn registrierte die Tatsache, und es bemerkte auch, daß die Geräusche des Flusses heute lauter waren.

Regen im Hochland, dachte es. Der Gedanke löste Vorstellungsbilder seines Gedächtnisses aus: nasse Blätter, angeschwollene Bäche, feuchtwarmer Luft, Füße, die durch aufgeweichte, lehmige Erde platschten.

Die Füße schienen seine eigenen zu sein, und das Gehirn fand dies seltsam. Aber die Arbeiterinsekten hatten die chemischen Funktionen und Bedürfnisse ihres Schützlings jetzt gut in der Hand, und als die Signale von Beunruhigung kamen, wurden sie rasch besänftigt.

Der Flicken bestand aus Blättern und Stofffetzen, die mit Draht und Ranken am Schwimmer festgebunden waren, und mit einem abdichtenden Überzug aus den klebrigen Koagulaten einer aufgeschraubten Schaumbombe. Die Kapsel schwamm jetzt aufrecht im Wasser, festgemacht an einer Liane, während Joao bis zum Gürtel im Wasser neben dem Schwimmer stand und ihre gemeinsame Arbeit überprüfte.

Das Zischen und Platzen von Sprühgewehren und Schaumbomben über ihm dauerte mit Unterbrechungen an. Die Luft war dick und beißend vom bitteren Geruch der Insektizide, und grauweißer Schaum trieb in Flocken und Klumpen auf dem Wasser und bedeckte Kapsel und Strand mit einer klebrigen, schmierigen Schicht. Überall waren tote und sterbende Insekten.

»Es scheint zu halten«, murmelte Joao zu sich selbst. Er rieb seinen Hals und die Arme. Nicht alle Insekten waren der Abwehr zum Opfer gefallen. Seine Haut brannte wie Feuer von den ungezählten Stichen und Bissen, die er davongetragen hatte.

»Wenn es hält, schieben Sie uns in die Strömung«, sagte Chen Lu. Er stand mit einem Sprühgewehr auf der Tragfläche und beobachtete die Umgebung.

Joao fühlte sich schwindlig und erschöpft. Es kostete ihn eine Anstrengung, seinen Kopf zu heben und zum Himmel aufzublicken. Sie hatten vielleicht noch eine Stunde Tageslicht übrig. Durch das Glas des rechten Kabinenfensters konnte er Rhins bleiches, apathisches Gesicht sehen. Ihre Stirn war geschwol-

len.

Er löste die provisorische Vertäuung, zog sich am Schwimmer entlang zum Strand, und der Zug bewegte die Kapsel langsam hinaus. Sie drehte sich beim Hinausgleiten, und Joao hatte Mühe, das Ende des linken Schwimmers zu erreichen, als sie von der Strömung erfaßt wurde. Er zog sich hinauf und blieb keuchend auf dem Schwimmer liegen, beide Füße im Wasser, am Ende seiner Kräfte.

Eine Hand langte aus der offenen Hecktür und faßte seinen Kragen. Mit ihrer Hilfe kam er mühsam auf die Knie und konnte in die Kabine kriechen. Chen Lu half ihm auf die Beine und schloß die Verriegelung.

»Sie sehen nicht gut aus, lieber Freund«, sagte er und legte eine Hand unter Joaos Arm. »Aber jetzt ist es ausgestanden. Nur noch zum Sitz. Rhin, haben Sie das Innere der Kabine mit dem Kanister ausgesprührt? Unter den Sitzen und so?«

»Ja.«

Joao wankte nach vorn, sank in seinen Sitz. »Sind wir in der Strömung?« krächzte er matt.

»Es sieht so aus«, sagte Chen Lu.

Joao sagte: »Hoffentlich haben wir vom letztenmal noch etwas Immunität.« Er wunderte sich, daß seine Stimme als ein Flüstern herauskam.

»Wahrscheinlich«, sagte Rhin. »Es sei denn, sie haben uns mit etwas Neuem getroffen.«

Joao lag keuchend in seinem Sitz und wischte sein schwitzenden Gesicht mit dem Ärmel ab.

»Sie sind noch mit uns«, sagte Chen Lu seufzend.

»Dort drüben am Ufer, und ein Schwarm über uns.«

Joao blickte umher. Rhin lag mit geschlossenen Augen in ihrem Sitz, ein Sprühgewehr auf dem Schoß. Er streckte seine Hand aus, legte sie auf Rhins und schloß seine Augen. Ihre andere Hand kam und streichelte die seine. Ihre Hände fühlten sich so kühl an, so sanft. Die Schwärze völliger Erschöpfung war um ihn. Er hörte, wie Chen Lu sich leise ächzend ausstreckte, dann schlief er ein.

Das Licht schwand aus dem Himmel, und die abendliche Patrouille der Fledermäuse flatterte über dem Fluß. Die Stimmen der Abendvögel hoben sich zum Abgesang auf den Tag, verstummten und wurden von Nachtgeräuschen abgelöst – dem fernen, hustenden Knurren eines Jaguars, Rascheln und einem nahen Platschen. Ein bernsteinfarbener Mond schwebte über dem schwarzen Urwald und legte eine gelb schimmernde Bahn auf das träge ziehende Wasser.

Joao erwachte vom Trommeln des Regens auf dem Kabinendach, und als er die Augen öffnete, sah er, daß die Dunkelheit in graues Dämmerlicht übergegangen war. Das Licht verstärkte sich, bis er zur Linken blaßgrünen Wald durch den stahlgrauen Vorhand sehen konnte. Das andere Ufer war fern und grau. Es war ein Regen von monotoner Gewalt, der die Kapsel überschüttete und die Wasseroberfläche mit zahllosen winzigen Kratern bedeckte.

»Bist du wach?« fragte Rhin.

Joao richtete sich auf und fand, daß er sich erfrischt fühlte. »Wie lange regnet es schon so?«

»Ich weiß nicht«, sagte Rhin. »Als ich gegen zwei aufwachte, regnete es schon.«

Chen Lu regte sich hinter ihnen, unterdrückte ein Gähnen, richtete sich auf und blinzelte in den grauen Tag.

»Ich sehe nichts von unseren Freunden«, sagte er nach einer Weile. »Könnte es sein, daß sie Regen nicht mögen?«

»Ich mag jedenfalls keinen Regen«, sagte Joao.

»Wie meinst du das?« fragte Rhin.

»Dieser Fluß wird eine tobende Hölle, wenn der Regen anhält.«

Joao beobachtete die tief über den Bäumen hängenden Wolken. Nach einer Pause sagte er: »Und sollten sie uns wirklich suchen, könnten sie uns jetzt nicht sehen.«

Rhin erschrak. Daran hatte sie nicht gedacht. Sie fühlte sich plötzlich elend und entdeckte, wie sehr sie auf diese Hoffnung gebaut hatte. »Wie ... wie lange wird der Regen anhalten?« fragte sie.

»Vier oder fünf Monate«, sagte Joao. »Mit Unterbrechungen.«

Die Kapsel drehte sich um sich selbst. Langsam zog das pastellgrüne Ufer hinter dem gleichmäßigen Regenvorhang dahin. Joao stand auf.

»Ich muß 'raus«, sagte er.

»Fühlst du dich kräftig genug?« fragte sie. »Gestern abend warst du sehr erschöpft.«

»Ich fühle mich gut.«

Er öffnete die Hecktür und kletterte hinunter auf den linken Schwimmer. Der Regen war warm und frisch auf seinem Gesicht. Er stand auf dem Schwimmer, atmete tief und genoß die reine Luft.

In der Kabine sagte Chen Lu: »Warum sind Sie nicht mit hinausgegangen, um seine Hand zu halten, Rhin?«

»Lassen Sie mich in Ruhe. Sie gehen mir auf die Nerven.«

»Das tut mir leid. Aber Sie müssen einsehen, daß ich nicht gut auf dem Dach oder auf einem Schwimmer kampieren kann, um Ihnen ungestörte Liebesfreuden zu ermöglichen.«

»Sie sind unerträglich!«

»Denken Sie sich nichts dabei, Rhin. Die menschliche Natur ist mir nicht so fremd, wie Sie vielleicht meinen. Geben Sie sich zwanglos und gönnen Sie einem alten Mann seine harmlosen Späße. Sie sind zu empfindlich, das ist es. Sie haben Komplexe. Der alte Konflikt zwischen religiöser Konditionierung und natürlichem Triebleben. Ihr Abendländer könnt einem leid tun.«

Sie unterdrückte einen zornigen Ausbruch und starrte aus dem Fenster, brennende Röte im Gesicht. Er hat recht, dachte sie erbittert. Unsere Körper verraten uns, versklaven uns. Aber es ist unfair, darüber zu spotten.

Joao kam wieder herein und setzte sich. Er brachte einen frischen Geruch von Regen mit sich, aber bald

gewann der Modergeruch wieder die Oberhand – er und die Ausdünstungen ihrer schwitzenden, ungewaschenen Körper. Rhin schämte sich ihres Geruchs; er machte sie unsicher und befangen.

Gegen Mittag ließ der Regen nach. Warmer, diesiger Dunst lag über Fluß und Dschungel. Die Kapsel tanzte und kreiselte auf einer reißenden, lehmabraunen Strömung dahin, begleitet von mehr und mehr Treibgut – Bäumen, Büschen, schwimmenden Inseln aus Wurzelwerk, Gras und Röhricht.

Joao döste vor sich hin und wunderte sich über Rhins wechselhaftes Verhalten. In einer Welt der beiläufigen Verbindungen sollte er mit einem Achselzucken und vielleicht einer scherhaften Bemerkung darüber hinweggehen. Aber seine Gefühle für Rhin waren nicht beiläufig. Sie hatte etwas in ihm angerührt, das nicht allein mit fleischlicher Begierde zu erklären war.

Liebe? dachte er.

Aber ihre Welt hatte die Idee romantischer Liebe als überlebt abgetan. Es gab nur Familie und Ehre, wo emotionale Bindungen ihre Bedeutung behalten hatten, und alles andere lief darauf hinaus, daß man das Rechte tat, um mit einigem Anstand jede Situation, die auseinanderzufallen drohte, zu überstehen.

Es bot sich kein klarer Weg, dieses Problem anzugehen. Joao wußte nur, daß er von innen gedrängt wurde, daß körperliche Schwäche zu der Verschwommenheit seines Denkens beitrug, und daß ihre ganze Lage hoffnungslos war.

Ich bin krank, dachte er. Die ganze Welt ist krank.
Ein helles, dröhnendes Geräusch riß Joao aus seinen trüben Betrachtungen. Er fuhr in seinem Sitz hoch, plötzlich hellwach.

»Was ist los?« fragte Rhin.

»Still!« Er hob seine Hand, um sie zum Schweigen zu bringen, legte seinen Kopf auf die Seite.

Chen Lu beugte sich über seine Schulter. »Ein Transporter?«

»Ja, bei Gott!« sagte Joao. »Und er fliegt niedrig.« Er spähte zum Himmel auf, wollte den Einstieg auf seiner Seite öffnen und fühlte Chen Lus Hand auf seinem Arm.

»Nicht aufmachen, Joao«, sagte Chen Lu. »Sehen Sie, dort!« Er zeigte zum Ufer.

Eine seltsame Wolke näherte sich von dort – weißlich, dicht und in schneller Bewegung. Sie kam mit unverkennbarer Zielstrebigkeit auf die Kapsel zu. Bald löste sie sich in eine Masse von weißen, grauen und goldbraunen Insekten auf. Sie kamen in einem dichten Schwarm, dreißig Meter über dem Wasser, und verdunkelten die Oberfläche mit ihrem Schatten.

Der Schatten hüllte die Kapsel ein und hielt mit ihr Schritt, ein fliegender Schild, der sie gegen den Himmel abschirmte.

Als die Bedeutung des Manövers in Joaos Bewußtsein eindrang, wandte er den Kopf und blickte fragend in Chen Lus Gesicht. Der Chinese starre verblüfft zurück.

»Das ist – vorsätzlich«, flüsterte Rhin.

»Wie ist es möglich?« fragte Chen Lu. »Wie ist es möglich« Er ließ sich zurücksinken, schüttelte seinen Kopf. »Insekten abzurichten«, murmelte er. Es erscheint beinahe unglaublich ... aber jemand hat es offensichtlich getan. Wir sehen den Beweis.«

»Bitte, Gott«, wisperte Rhin. »Bitte«.

»Sie müssen ruhig bleiben, Rhin«, sagte Chen Lu. »Hysterie hat keinen Zweck.«

Das helle Singen und Dröhnen der Turbinen wurde lauter.

»Bis du sicher, daß es ein Transporter ist, Joao?« fragte Rhin ängstlich. »Vielleicht ...«

»Ich kenne das Geräusch«, sagte Joao. Das ist einer von unseren Transportern. Andere Maschinen fliegen hier nicht.«

»Könnte es sein, daß sie uns suchen?«

»Wer weiß es? Wie auch immer, sie sind über den Wolken.«

»Und über unseren Freunden«, sagte Chen Lu.

Das Geräusch entfernte sich, verschmolz mit dem Rauschen des Flusses.

»Werden sie nicht herunterkommen und uns suchen?« jammerte Rhin.

»Die haben niemanden gesucht«, sagte Joao. »Die flogen nur von einem Ort zum anderen.«

Rhin blickte zum Insektenschwarm auf, der wie eine Decke über ihnen lag.

»Wir könnten sie abschießen!« rief sie. Sie ergriff ein Sprühgewehr und wollte den Einstieg auf ihrer Seite aufreißen, aber Joao packte ihren Arm und

entwand ihr die Waffe.

»Da sind immer noch die Wolken«, sagte er.

»Und unsere Freunde haben mehr Verstärkungen als wir Ersatzladungen haben«, sagte Chen Lu.
»Darauf gehe ich eine Wette ein.«

»Aber wenn die Wolken nicht da wären«, sagte sie verzweifelt. »Werden die Wolken denn nie weggehen?«

»Wahrscheinlich wird die Sonne sie heute nachmittag auflösen«, sagte Joao, und er bemühte sich, beschwichtigend zu sprechen. »In dieser Jahreszeit ist das die Regel.«

»Sie fliegen weg«, sagte Chen Lu. »Sie müssen begriffen haben, daß ihre Abschirmung nicht mehr notwendig ist.«

Joao blickte auf und sah die schwirrende Wolke zum linken Ufer abdrehen. Der Schatten begleitete sie auf dem Wasser, bis sie zwischen den Bäumen außer Sicht kam.

»Sie sind fort«, sagte Rhin. Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen und schluchzte.

Joao wollte sie trösten und streichelte sie, aber sie schüttelte seine Hand ab. Die Kapsel trieb jetzt rückwärts flußab, und Joao starrte trübe flußaufwärts, wo ferne Hügel ihre Kuppen in Wolken verbargen. Wir haben keine Chance, dachte er. Es gibt nur diese Momente der verlorenen Illusionen, und wir müssen sie nutzen, um mit uns selbst ins reine zu kommen.

»Haben wir Schlagseite nach rechts, oder täusche ich mich?« fragte er.

Chen Lu beobachtete. »Vielleicht ein wenig«, sagte er. »Glauben Sie, daß Ihr Flicken Wasser durchläßt?«

»Es könnte sein.«

»Haben Sie eine Pumpe an Bord?«

»Nein«, sagte Joao. »Aber wir könnten den Sprühkanister nehmen und den Einsatz heraus schrauben. Er arbeitet wie eine Pumpe. Bei jedem Druck auf den Handhebel wird etwas Flüssigkeit an gesaugt und verspritzt. Eine etwas langwierige Methode, aber eine andere weiß ich nicht.«

»Wahrscheinlich würde es schneller gehen, das eingedrungene Wasser durch einen Schlauch mit dem Mund abzusaugen«, sagte Chen Lu.

Rhins Gedanken konzentrierten sich jetzt auf die Waffe in Joaos Tasche, und sie ließ ihre Hände sinken und sagte:

»Joao, laß nicht zu, daß sie mich lebendig kriegen. Töte mich vorher. Versprichst du es mir?«

»Ah, Melodram!« sagte Chen Lu.

»Damit machen Sie es ihr nicht leichter«, sagte Joao ärgerlich. Er tätschelte Rhins Hand, ohne auf ihre Worte einzugehen, spähte hinaus. »Ich möchte wissen, warum sie uns jetzt in Ruhe lassen.«

Rhin sagte hoffnungslos: »Sie haben eine neue Stelle gefunden, wo sie uns erwarten.«

»Wozu die Schwarzseherei?« sagte Chen Lu. »Was ist das Schlimmste, das uns passieren könnte, eh? Vielleicht wollen sie unsere Köpfe, nach der Art der Jivaro-Indianer. Ob es so oder so endet, ist im

Grunde einerlei.«

»Sie sind eine große Hilfe«, sagte Joao. »Hier, nehmen Sie ein Sprühgewehr, während ich versuche, den Schwimmer leerzupumpen.«

Joao schraubte den Einsatz aus dem Sprühkanister und kletterte auf den rechten Schwimmer und öffnete die Inspektionsplatte. Chen Lu stand über ihm in der Türöffnung, das Sprühgewehr in den Händen.

Kein Zeichen von den unheimlichen Kreaturen.

Ein hohles Plätschern und Glucksen kam aus dem Innern des Schwimmkörpers. Joao steckte das Saugrohr in die Inspektionsöffnung und bediente den Hebel. Ein feiner Sprühregen schoß aus seiner provisorischen Pumpe. Joao schraubte die Zerstäuberdüse ab und steckte sie in die Tasche. Als er weiterpumpte, kam ein dünner, schmutziger Wasserstrahl.

Der Ruf eines Tukans wehte vom Ufer herüber. Joao pumpte geduldig und spähte unter der Tragfläche durch. Sie hatten eine Flußbiegung vor sich, und hinter ihr ragten schwärzliche Felsklippen über die Bäume. Die Entfernung mochte fünf oder sechs Kilometer betragen.

Basaltfelsen, dachte Joao. Möglich, daß der Fluß irgendwie durch diese Felsen muß.

Aber die Flußbiegung erwies sich als eine Schleife, und eine Viertelstunde später war klar, daß der Fluß sich von den Klippen entfernte. Die Tatsache vermochte Joao nicht optimistisch zu stimmen. Der Fluß konnte sich zehn Kilometer durch die Landschaft winden und zuletzt bis auf einen Kilometer zu

der Stelle zurückkehren, wo sie jetzt waren.

Die Pumpe saugte Luft an. Joao verschloß die Inspektionsöffnung und kehrte in die Kabine zurück. Er legte die Pumpe in die Ecke und ließ sich schnau-fend in seinen Sitz fallen. Chen Lu verriegelte die Tür.

»War viel Wasser im Schwimmer?« fragte Rhin besorgt.

»Nicht allzuviel.«

Die Kapsel tanzte und schaukelte durch eine unru-hige Zone konvergierender Strömungen, geriet wie-der ins Kreiseln. Im Norden stieß eine breite Bahn aus Sonnenlicht durch die Wolken. Als ob es ein Si-gnal gewesen wäre, begannen sich allenthalben große Flecken von Blau in den Wolken zu öffnen. Gleißen-des Licht hüllte den Fluß und die dampfenden Wäl-der ein.

»Da ist die Sonne, die gute alte Sonne«, sagte Rhin. »Nun, da wir sie nicht mehr brauchen.«

Ein Bedürfnis nach männlichem Schutz überkam sie, und sie schob sich näher zu Joao, schmiegte sich an ihn und küßte seinen Hals. »Es wird furchtbar heiß werden«, flüsterte sie.

»Wenn Sie allein sein möchten, könnte ich eine Weile hinausgehen«, spottete Chen Lu.

»Beachte ihn nicht«, sagte Rhin. »Er ist bloß eifer-süchtig.«

Chen Lu lachte erheitert. »Die Ultima Ratio weib-licher Situationsanalyse. Sagen Sie, Rhin: Habe ich Ihnen den Eindruck vermittelt, daß ich Sie liebe?«

»Ob Sie mich lieben oder nicht, ist mir völlig gleichgültig«, sagte sie bissig.

Chen Lu schwieg.

Sie strömte einen Moschusgeruch aus, der Joaos Verstand zu umnebeln drohte. Er holte tief Atem, schüttelte seinen Kopf. Was ist das für eine Frau? dachte er hilflos. Dieses wetterwendische, unberechenbare Weib ...

Sie nestelte an seinem Hemd, knöpfte es auf und schob ihre Hand durch. Ihm war, als ob ihre Finger elektrisch geladen wären.

»Du hast schon viele Mädchen gehabt, nicht wahr?« flüsterte sie in sein Ohr.

Ihre Worte lösten eine Folge von Erinnerungsbildern aus, die durch Joaos Geist blitzten. Rehbraune Augen, unschuldige Augen, liebevolle Augen, berechnende Augen: Augen, Augen, Augen. Und üppige Körper in engen Miedern oder in weißen Laken ... heiß unter seinen Händen.

»Irgendein besonderes Mädchen?« fragte Rhin.

»Ich hatte immer sehr viel zu tun«, sagte Joao.

»Das kann ich mir denken«, sagte sie.

»Was soll das heißen?«

»Irgendwo gibt es ein Mädchen, an das du oft denkst. Wie ist sie?«

Er zuckte unbehaglich die Achseln und versuchte ihren Kopf wegzuschieben, aber sie blieb an ihn gedrängt und blickte zu seiner Kinnlinie auf, wo kein Bart wuchs. Er hat Indianerblut, dachte sie. Kein Bart: Indianerblut. Ihre Hand streichelte seine Brust

unter dem Hemd.

»Ist sie schön?« beharrte Rhin.

»Viele Frauen sind schön«, sagte er.

»Eine von diesen dunklen, üppigen Typen, möchte ich schwören«, sagte Sie. »Hattest du sie schon im Bett?«

Und Joao dachte: Was hat das zu bedeuten? Wie ist dieser Umschwung von tiefster Verzweiflung zu geiler Aufdringlichkeit zu verstehen? Glaubt sie, ich würde es hier im hellen Tageslicht vor Chen Lus Augen mit ihr treiben?

»Ein Herr«, sagte Rhin. »Er verweigert die Antwort.«

»Viele Familien hier sind mit ihren Frauen sehr streng«, sagte Chen Lu. »Ein Mädchen, das auf sich hält, geht auch heute noch als Jungfrau in die Ehe.«

Rhin löste sich von Joao, setzte sich zornig auf, ohne recht zu wissen, warum sie das getan hatte.

»Waren Sie nie menschlich?« sagte sie zu Chen Lu. »Haben Sie nie eine menschliche Schwäche gekannt, nicht mal für einen Tag oder so? Waren Sie immer dieser unerträglich beherrschte, höfliche, beobachtende, spöttische, undurchdringliche, makellose, sich niemals eine Blöße gebende Übermensch? Mir graut vor Ihnen!«

»Sie überschätzen mich, meine Liebe«, sagte Chen Lu. »Ein wenig Lebenserfahrung, ein wenig Klugheit, ein wenig Selbstbeherrschung, ein paar Jahre zuviel – mehr steckt nicht dahinter.«

Aber Joao hatte die Klage in ihren Stimmen ge-

hört, und er erinnerte sich an seinen alten Gefährten Virho, der einmal gesagt hatte: »Ein Mensch klagt das Leben an, weil es einsam ist, und voll von Niederlagen. Aber so sehr er das Leben haßt, er liebt es auch. Es ist wie ein Kochtopf, in dem alles ist, was du haben mußt. Du bist hungrig und ißt daraus, aber du verbrennst dir die Lippen.«

Plötzlich griff Joao hinüber, zog Rhin an sich und küßte sie, preßte sie gegen sich, grub seine Finger in ihren Rücken. Sie erwiderete seinen Kuß nach einem winzigen Moment des Zögerns – heiß, leidenschaftlich.

Nach kurzer Zeit löste er sich von ihr, drückte sie fest in ihren Sitz zurück und blieb auf seiner Seite.

Als sie zu Atem gekommen war, sagte sie: »Nun, was hatte das zu bedeuten?«

»Ein bißchen vom Tier ist in uns allen«, sagte Joao.

Rhin lachte, und sie streckte ihre Hand aus und streichelte Joaos Wange. »Du hast es gesagt!«

9.

Sie haben ein ungewöhnliches Talent, sich mit Nebensächlichkeiten zu beschäftigen, diese Mengen, dachte das Gehirn. Selbst in der schwierigsten und ausweglosesten Lage streiten und paaren sie sich und verbreiten unaufhörlich Trivialitäten.

Boteninsekten kamen und gingen durch den Regen und den Sonnenschein, die vor der Höhlenöffnung

abwechselten. Es gab kaum noch komplizierte Überlegungen, die Befehle verzögerten; die wesentliche Entscheidung war getroffen: »Fangt oder tötet die drei Menschen bei den Stromschnellen; rettet ihre Köpfe lebendig, wenn ihr könnt.«

Doch die Meldungen kamen weiterhin, weil das Gehirn befohlen hatte, daß es alles wissen wollte, was die Menschen sagten.

So viel Gerede, dachte das Gehirn. Ist es möglich, daß diese Belanglosigkeiten eine Art von Kode sind? Aber wie könnte das möglich sein? Ist mehr an diesen emotionalen Verwirrungen und Widersprüchen, als an der Oberfläche erscheint?

Das Gehirn hatte seine Logik auf empirischen Pragmatismus gegründet, und so entschied es, diese Phänomene als das zu nehmen, was sie zu sein schienen – unwichtiges Geschwätz, das bis zum Beweis des Gegenteils nur die psychologische Verfassung der Menschen widerspiegelte.

Rhin hatte das Gefühl, unter einem riesigen Brennspiegel im Kreis herum zu treiben. Die Kabine war eine stickigfeuchte Hölle, die ihre Ausdauer überforderte. Die am Körper klebende Kleidung, der Gestank von Moder und Ausdünstungen, die Hoffnungslosigkeit, die Monotonie der Stille – alles nagte an ihren Nerven. Nichts regte sich an den Ufern, kein Vögelruf drang herüber. Nur die tanzenden Mückenschwärme und die schillernd hin und her schießen Libellen über dem träge ziehenden Wasser erin-

nerten sie an die unsichtbaren Beobachter im Schatten des Dschungels.

Wenn die Insekten nicht wären, dachte sie. Die gottverdammten Insekten! Und die Hitze – die gottverdammte Hitze.

Plötzlich wurde sie von einem hysterischen Anfall geschüttelt und schrie: »Können wir denn nichts tun?«

Dann begann sie wie verrückt zu lachen.

Joa packte ihre Schultern und stieß sie gegen ihre Sitzlehne, bis ihr Lachen in ein trockenes Schluchzen überging.

»Oh, bitte, bitte tut etwas!« jammerte sie.

Joa zwang alles Mitleid aus seiner Stimme, um sie zu beruhigen. »Reiß dich zusammen, Rhin. Du bist kein Kind mehr.«

»Diese gottverdammten Insekten!« sagte sie matt.

Chen Lus Stimme kam heiser aus dem Hintergrund: »Vergessen Sie bitte nicht, Doktor Kelly, daß Sie Entomologin sind.«

Diese Bemerkung kam ihr ungeheuer komisch vor, und sie fing von neuem zu lachen an. Ein Schütteln von Joaos Armen brachte sie zum Verstummen. Sie nahm seine Hände von ihren Schultern, hielt sie und sagte: »Ich bin schon in Ordnung, wirklich. Es ist die Hitze.«

Joa schaute mißtrauisch in ihre Augen. »Bist du sicher?«

»Ja.«

Sie ließ seine Hände los, legte ihren Kopf gegen

die Nackenstütze und starre dumpf aus dem Fenster. Das langsame Vorbeigleiten des Ufers war hypnotisch und einschläfernd zugleich – Kohlpalmen und Baumfarne, vereinzelte Gruppen von Buritipalmen mit ihren schöngefiederten Wedeln. Der Fluß war breit, und das braune Wasser schien ständig im Steigen begriffen. Dicke, quellende Wolkenmassen erhoben sich über dem Osthorizont, bläulichschwarz und schwer. Unter ihnen zuckten geräuschlose Blitze. Lange danach kam der Donner, ein dumpfes, fernes Grollen.

»Wie spät ist es?« murmelte Rhin.

»Es wird bald dunkel sein.«

Fluß und Dschungel lagen in stummer Erwartung des Regens, feucht und schwer lastete die Luft. Zwischen den Uferbäumen waren flitzende Bewegungen von Farbe zu sehen.

Vögel, hoffte sie.

Die Mittelströmung des Flusses war noch immer schnell, aber die Kapsel hatte sie verlassen und glitt träge und schwerfällig durch die glatte, lehmabraune Flut, von Nebenströmungen, zufälligen Wirbeln und aufsteigenden Wasserschwallen gehemmt, herumgedreht und langsam weitergetragen.

Es ist das Warten, dachte Rhin, das einen verrückt macht.

Tränen rollten über ihre Wangen, und sie wischte sie fort.

»Ist etwas nicht in Ordnung, meine Liebe?« fragte Chen Lu.

Sie wollte lachen, wußte aber, daß es sie wieder in die Hysterie ziehen würde.

»Etwas nicht in Ordnung!« sagte sie. »Eine absurde Frage habe ich lange nicht gehört.«

»Ah, wir haben immer noch unseren Kampfgeist«, sagte Chen Lu. »Ein gutes Zeichen.«

Die dunklen Wolkenmassen zogen rasch näher. Das dunstige Licht der sinkenden Sonne legte ein unwirkliches Leuchten über den Fluß, dann glitt die graue Dunkelheit eines Wolkenschattens über die Kapsel und löste alle Kontraste aus.

Von Osten wanderte ein undurchsichtiger, grauer Regenvorhang heran. Windböen peitschten das Wasser, brachten die Kapsel ins Schaukeln und stießen sie in die Hauptströmung. Wieder flackerten Blitze. Das Donnergrollen kam schneller, schärfer. Das Geräusch erregte einen Trupp Brüllaffen am linken Ufer. Ihre heulenden Schreie echoten über das Wasser.

Dunkelheit fiel über den Fluß. Für kurze Zeit teilten sich die Wolken im Westen und zeigten einen gelb und brandrot gestreiften Himmel, der sich rasch purpurn und orange verfärbte. Ein Hauch von Lilarosa brachte die Wolkenunterseiten zum Erlühen, dann erlosch das Licht, und der Fluß nahm ein schwarzes, öliges Aussehen an, das sich im Widerschein der Blitze zu bleierinem Grau veränderte.

Die Regenwand zog über den Fluß, prasselte auf Kabinendach und Tragflächen und verhüllte die Uferstreifen mit taubengrauem Nebel. Der Wind

schließt ein, und Nacht bedeckte die Szene. Der Regen wurde zu monotonem Trommeln, unterbrochen nur von fahl zuckenden Blitzen und dem unablässigen Krachen der Donnerschläge.

»O Gott, wie ich mich fürchte«, wisperte Rhin. »O Gott, wie ich mich fürchte.«

Joao hatte keine Worte, sie zu trösten. Ihre Welt und alles, was sie ihnen abverlangte, war mit Worten nicht mehr zurechtzurücken. Alles hatte sich in ein elementares Fließen verwandelt, das vom Fluß selbst nicht mehr zu unterscheiden war.

Plötzlich kam Lärm von Fröschen aus der Finsternis, und sie hörten den linken Schwimmer durch Schilf rauschen. Die Strömung drehte die Kapsel herum und zog sie weiter durch die lichtlose Nacht, und die drei Insassen kehrten in ihre Welt von prasselndem Regen und rauschendem, gurgelndem Flußwasser zurück.

»Es ist sehr seltsam, dieses Gejagtwerden«, murmelte Chen Lu.

Die Worte trafen Joao, als ob sie aus irgendeiner körperlosen Quelle kämen. Er versuchte sich an Chen Lus Aussehen zu erinnern und war verblüfft, als sich kein Bild einstellte. Er suchte nach etwas, das er sagen könnte, und alles, was er finden konnte, war: »Wir sind noch nicht tot.«

Noch nicht, dachte Chen Lu. Aber seien wir getrost, es wird nicht mehr lange dauern. Der unabwendbare Augenblick rückt mit jedem Herzschlag näher, und es ist gut so. Reihen wir uns willig ein in

den immerwährenden Prozeß des Vergehens, ohne den nichts werden kann. Mag dies unsere Charonbarke sein, die uns auf stygischen Wassern zum Tartaros übersetzt ...

»Ich glaube, wir sollten ankern«, sagte Rhin.
»Was, wenn wir in der Nacht zu Stromschnellen kämen? Wer könnte in diesem Regen etwas hören?«

»Wir haben keinen Anker« sagte Joao. »Wir müßten erst einen improvisieren, und ich weiß nicht, womit.«

»Ich glaube, wir sollten uns treiben lassen und lauschen«, sagte Chen Lu. »Wenn wir etwas hören, können wir die Scheinwerfer einschalten.«

»Aber dann wird es zu spät sein!« sagte Rhin.
»Oder kannst du bei Nacht mit dem Ding fliegen, Joao?«

»Normalerweise schon«, sagte Joao zögernd. »Nur weiß ich nicht, ob wir noch genug Treibstoff haben. Der letzte Flug und das Manövrieren mit dem leckeren Schwimmer müssen den kleinen Vorrat so gut wie verbraucht haben.«

»Machen wir uns nichts vor«, sagte Chen Lu.
»Wenn das Schicksal uns nicht bei den nächsten Stromschnellen ereilt, dann bei den übernächsten. Und wenn es nicht die Felsen und das Wasser sind, dann werden es unsere Freunde sein. Unsere Zeit läuft ab.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

Schließlich sagte Rhin: »Gott wird das nicht zulassen. Er wird uns retten.«

»Amen!« sagte Joao.

Chen Lu schnaufte halb ärgerlich, halb resigniert.
»Ihr gottesfürchtigen Dummköpfe! Seid ihr so schwach, daß ihr immer etwas braucht, woran ihr euch festklammern könnt? Wenn es euren barmherzigen Gott gäbe, dann wäre diese Welt sein größter Fehler. Was hat euer Gott nicht schon alles zugelassen! Wie viele Menschen, unschuldiger als wir, sind auf dieser Erde durch Gewalt zu Tode gekommen? Keiner kann sie zählen, niemand hat sie je gezählt. Und ist es nicht eine kindliche, unreflektierte Art von Religiosität, zu glauben, daß ein Gott, der das Universum erschaffen hat, sich der persönlichen Schwierigkeiten einiger Lebewesen annehmen werde, die von Insekten geplagt auf einem Fluß treiben?«

Chen Lu schwieg, und er war überrascht, daß er sich erschöpft fühlte, wie nach einer großen Anstrengung.

Der Regen verstärkte sich und hämmerte wie in einer himmlischen Antwort auf das Kabinendach.

»Nun ... hör dir den Atheisten an«, sagte Rhin.

Joao spähte in die Dunkelheit, wo ihre Stimme hergekommen war, und wartete auf eine ausführlichere Entgegnung, aber es gab keine; Rhin ließ es mit der lahmen Bemerkung bewenden.

»Ich werde jetzt schlafen«, sagte Chen Lu. »Wecken Sie mich um Mitternacht, Joao. Und vielleicht wäre es gut, wenn Sie sich nicht so sehr ablenken lassen würden, daß Sie aufhören, auf die Geräusche des Flusses zu achten.«

Zum Teufel mit dir! dachte Rhin. Und sie bemühte sich nicht, leise zu sein, als sie sich über den Sitz in Joaos Arme stieß.

»Die Hälfte unserer Einheiten wartet unterhalb der Stromschnellen«, befahl das Gehirn, »für den Fall, daß die Menschen wie schon einmal dem Netz entkommen. Diesmal dürfen sie uns nicht entgehen. Sollte es dem Fahrzeug trotzdem gelingen, unser Netz zu überfliegen und die Stromschnellen sicher hinter sich zu bringen, so sind alle drei Menschen zu töten und nur ihre Köpfe lebensfähig zu erhalten. Die Kampfgruppe, die in dem Fahrzeug versteckt ist, muß noch einmal darauf hingewiesen werden.«

Die Boteninsekten tanzten ihre Bestätigung unter der Höhlendecke und flogen fort in das graue Licht, das bald Nacht sein würde.

Diese drei Menschen sind sehr interessant gewesen, dachte das Gehirn, aber nun muß ein Ende gemacht werden, so oder so. Schließlich haben wir eine Anzahl anderer Menschen gefangen, die beinahe ebenso gut geeignet sind, dem Ziel der Verständigung zu dienen. Gefühle hatten keinen Platz im Bereich der logischen Notwendigkeiten.

Aber diese Gedanken weckten die neu angelernten Emotionen des Gehirns nur noch mehr, und die Arbeiterinsekten eilten herbei, die neuerliche Unruhe ihres Schützlings, die sich ihnen als ein Defizit im Chemiehaushalt des Gehirns darstellte, durch ausgleichende Nahrungsgaben zu beheben.

Bald ließ das Gehirn von den drei Menschen auf dem Fluß ab und begann sich mit dem Schicksal seiner Einheiten jenseits der Barrieren zu beschäftigen – jener Einheiten, die als Nachahmungen unter den Menschen lebten.

Die Radiosender der Menschen brachten keine Meldungen, daß die Nachahmungen entdeckt worden seien, aber das bedeutete nichts. Das Gehirn wußte, daß die Radiosender viele wichtige Ereignisse zu verschweigen pflegten, und es war naheliegend, daß solche Meldungen unterdrückt wurden.

Um so wichtiger war es, Verbindungen zu allen Nachahmungen herzustellen, deren Aufenthalt zur Zeit nicht bekannt war. Dazu gehörten auch jene, die inzwischen neu gebildet worden waren. Der Informationsfluß über die Barrieren hinweg mußte reorganisiert und zuverlässiger gemacht werden.

Das Gehirn begann mit der schwierigen Analyse der damit zusammenhängenden Probleme.

Joao erwachte im Morgengrauen und fand den Fluß und seine Ufer von wallenden Nebeln verhängt. Sein Körper war steif und verkrampt, er fühlte sich unausgeschlafen und wirr im Kopf. Er sah, daß der Regen aufgehört hatte, aber der Himmel war, soweit er durch den Nebel etwas sehen konnte, mit tiefhängenden Wolken bedeckt.

Die Konturen einer Flußinsel ragten geisterhaft aus den ziehenden Nebeln voraus. Die Strömung zog die Kapsel nach rechts, vorbei an hängengebliebenen

Treibgutansammlungen, die in der Strömung vibrierten. Nun bemerkte Joao, daß die Kapsel eindeutig Schlagseite hatte, und er wußte, daß er hinausgehen und den Schwimmer auspumpen sollte. Er wußte auch, daß er die Kraft hatte, es zu tun, aber er brachte nicht die Energie auf, seinen Sitz zu verlassen.

Als die Insel vorbeizog, meldete sich Rhins Stimme: »Wann hat der Regen aufgehört?«

Chen Lu antwortete vom hinteren Teil der Kabine:

»Kurz vor Morgengrauen.« Ein trockenes Husten unterbrach ihn, dann sagte er mühsam: »Von unseren Freunden habe ich kein Zeichen gesehen.«

»Wir hängen auf der rechten Seite«, sagte Rhin.

»Ich wollte mich gerade darum kümmern«, sagte Chen Lu. »Joao, ich glaube, es genügt, das Ansaugrohr in den Schwimmer zu stecken und den Handhebel zu bedienen. Ist es so?«

Joao schluckte, erstaunt, welche Dankbarkeit er empfand, daß Chen Lu ihm diese Arbeit abnehmen wollte.

»Ja«, sagte er. »Mehr ist nicht dabei. Die Inspektionsplatte auf dem Schwimmer hat einen einfachen Schnappverschluß.« Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er hörte Chen Lu hinausklettern. Ein Schwall frischer, feuchter Luft kam in die Kabine.

Rhin betrachtete Joao und bemerkte, wie müde und eingefallen er aussah. Seine geschlossenen Augen waren wie die Höhlen eines Totenkopfs, von dunklen Schatten umgeben.

Mein letzter Liebhaber, dachte sie. Der Tod.

Der Gedanke verwirrte sie, und sie wunderte sich, daß sie an diesem Morgen keine Gefühlswärme für den Mann aufbringen konnte, der sie während der Nacht in animalische Leidenschaft versetzt hatte. Eine postkoitale Depression hatte sie ergriffen, und nun schien Joao nicht mehr als der Partner einer flüchtigen Begegnung zu sein, einer von vielen Männern, mit denen der Zufall sie zusammengeführt hatte, um einige Momente explosiver Lust zu teilen.

Es war keine Liebe in diesem Gedanken.

Noch Haß.

Ihre Gefühle waren jetzt fast geschlechtslos und gleichgültig. Die Paarung in der Nacht war eine beiderseitige Erfahrung gewesen, aber der Morgen hatte sie zu etwas Geschmacklosem gemacht.

Sie wandte die Augen von ihm weg und blickte flußabwärts.

Der Nebel begann sich aufzulösen und auseinanderzutreiben. Durch seine Schleier sah sie eine schwarze Basaltwand in ungefähr zwei Kilometer Entfernung. Es war schwierig, die Entfernung zu schätzen, aber die Felsen erhoben sich wie ein Geisterschiff über den Dschungel.

Sie hörte die Pumpe Luft ansaugen und bemerkte, daß die Kapsel ihre Schlagseite verloren hatte.

Kurz darauf kehrte Chen Lu zurück. Er brachte einen neuen feuchtkühlen Luftschwall mit sich, der aufhörte, als er die Tür verriegelte.

»Draußen ist es beinahe kalt«, sagte er. »Was zeigt der Höhenmesser, Joao?«

Joao rappelte sich auf, spähte zu den Instrumenten.
»Sechshundertacht Meter«, sagte er.

»Wie weit werden wir gekommen sein?«

Joao zuckte die Achseln und blieb still.

»Zweihundert Kilometer?« fragte Chen Lu.

Joao sah die vom Wasser fast überfluteten Uferböschungen vorbeiziehen. »Vielleicht.«

Eine müßige Überlegung, dachte Chen Lu. Die frische Luft und die Bewegung hatten ihn aufgemuntert und hungrig gemacht. Er grub in der Proviantkiste, verteilte Rationen und aß mit gesundem Appetit.

Ein plötzlicher Regenguß peitschte gegen die Windschutzscheibe. Eine heftige Bö traf die Kapsel von der Seite und stieß sie aus der Bahn. Sie begann erneut zu kreiseln, und die Strömung brauchte lange Minuten, bis sie die Schwimmer wieder ausgerichtet hatte. Der Wind ließ rasch nach, aber der Regen fiel mit der Gewalt eines tropischen Wolkenbruchs und machte die Ufer zu schemenhaften grauen Silhouetten. Der Fluß schien hier annähernd einen Kilometer breit zu sein, eine schmutzigbraune, aufgewühlte See, übersät mit treibenden Inseln aus Riedgras, losgerissenen Büschen und Ästen, entwurzelten Bäumen.

Plötzlich schwankte die Kapsel. Etwas schlug dumpf gegen Metall und kratzte unter den Schwimmern. Joao saß mit angehaltenem Atem und wartete auf das Wegsacken des rechten Schwimmers. Die Angst preßte sein Herz zusammen.

»Eine Untiefe?« fragte Chen Lus ruhige Stimme.

Zu ihrer Linken hob sich ein Baumstamm mit anhängendem Wurzelstock aus dem braunen Wasser, triefend und knorrig wie ein unheimliches Seeungeheuer, rollte und tauchte, kam wieder hoch, wurde von neuem überspült.

»Der Schwimmer ...« flüsterte Rhin.

»Er scheint zu halten«, sagte Joao.

Ein grüner Käfer landete auf der Windschutzscheibe, schwenkte seine Fühler und flog wieder fort.

»Was uns auch zustößt, sie sind interessiert«, sagte Chen Lu. »Ich finde die Aufmerksamkeit schmeichelhaft.«

Rhin sagte schwach: »Dieser Baum – Sie glauben doch nicht ...«

»Ich bin bereit, alles zu glauben«, sagte Chen Lu.

Rhin schloß ihre Augen und murmelte: »Ich hasse sie! Ich hasse sie!«

Der Regen ließ nach, wurde zu einem Tröpfeln. Rhin öffnete die Augen und blickte ungläubig zu blassen blauen Bahnen auf, die sich in den rasch ziehenden Wolken öffneten und wieder schlossen.

»Es klart auf!« rief sie.

»Gut für die Sicht«, sagte Chen Lu. »Aber sonst macht es keinen Unterschied.«

Joao starrte hinüber zum palmenbestandenen linken Ufer, wo sich ein steiniger Hügelausläufer ins Strombett schob. Als er hinsah, löste sich eine menschliche Gestalt aus den Büschen und winkte und gestikulierte einladend, bis sie an der Stelle vorbeigetrieben waren.

»Was ... was war das?« fragte Rhin mit schriller Stimme.

Die Entfernung war zu groß gewesen, um Einzelheiten auszumachen, aber die Gestalt hatte etwas Vertrautes gehabt.

»Virho?« flüsterte Joao.

»Er hatte sein Aussehen, wie mir schien«, sagte Chen Lu. »Denken Sie ...«

»Ich denke nichts!«

Ah, dachte Chen Lu, unser Bandeirante beginnt die Nerven zu verlieren. Und kein Wunder.

»Ich höre etwas«, sagte Rhin. »Es klingt wie Stromschnellen.«

Joao richtete sich auf und lauschte, hörte ein gleichmäßiges, dumpfes Geräusch.

»Wahrscheinlich nur Wind in den Bäumen«, sagte er. Aber er wußte, daß es nicht der Wind war.

»Es sind Stromschnellen oder Wasserfälle«, sagte Chen Lu mit einem seltsam triumphierenden Ausdruck seiner Stimme. »Sehen Sie diese geschichteten Felsen voraus? Ich kann sogar den Einschnitt sehen, den der Fluß gegraben hat.«

Sie starrten flußabwärts. Die Wasseroberfläche war von einer trügerischen Glätte, die geheime Turbulenzen verbarg, breit wie ein See, blitzend im Licht der durchbrechenden Sonnenstrahlen. Die Kapsel trieb ruhig dahin.

Über allem standen die regenschwarzen, gestaffelten Felsbänke einer mit spärlichem Buschwerk und Gestrüpp gesprengelten Hügelkette, die einen natür-

lichen Sperriegel bildete.

Chen Lu wußte, was ihn zwischen diesen Felsen erwartete. Dies war nun der Ort, an den er oft gedacht hatte, den er in den letzten Tagen herbeisehnt hatte, und er wunderte sich, als er etwas wie ein Aufbegehren seiner Natur fühlte, ein ängstliches Zurückschrecken vor dem Unwiderruflichen. Es machte seine Handflächen schwitzen und sein Herz hämmern. Er zwang sich zur Ruhe, den Blick fest nach vorn gerichtet. Die Luft brachte einen Geruch von physischer Substanz, von feuchten Anhäufungen lebender und toter Vegetation im Waldboden rings um den Fluß. Die Gerüche von Fäulnis und Verwesung, von Zerfall und jungem, üppig wucherndem Leben kamen zu ihm und trugen ihm ihre Botschaft zu. Ich bin alt, dachte er, und ich habe meine Pflicht getan. Was kann ich noch nützen, was bewirken? Ich bin müde, ein hohler alter Baum, der geduldig auf den Sturm wartet, der ihn niederwerfen wird. Dies ist der rechte Ort; hier mag der Kreis sich schließen.

»Die Kapsel ... sie wird jetzt nicht fliegen, oder?« fragte er beinahe ängstlich.

»Ich glaube nicht, daß ich sie noch mal aus dem Wasser kriege«, sagte Joao grimmig. Er wischte Schweiß von seiner Stirn, schloß seine Augen und hatte den alpträumhaften Gedanken, die ganze Reise bis zu diesem Punkt noch einmal als Traumvorstellung zu durchleben. Seine Lider schnappten auf.

Stagnierende Stille senkte sich über die Kabine.

Das donnernde Tosen von stürzenden Wassern

wurde lauter, aber noch war nichts von weißem Schaum und Gischtwolken zu sehen.

Ein kleiner Schwarm gelbschnäbeliger Tukane flog von einer Gruppe dichtbelaubter Paraibatrompetenbäume in einer Flußkrümmung auf, flatterte hoch empor und erfüllte die Luft mit Gezeter. Dann waren die Vögel fort, und das Donnern des Wassers blieb. Hinter der Krümmung, über den schweigsamen Buritipalmen, standen die gestaffelten Felsen.

»Du mußt versuchen, das da zu überfliegen!« sagte Rhin, die angststarren Augen nach vorn gerichtet. »Du mußt es wenigstens versuchen, Joao!«

»Natürlich werde ich es versuchen«, sagte Joao durch die Zähne.

Sie schnallten sich an. Joao fühlte Chen Lus Hände an seiner Sitzlehne. Er befiingerte die Bedienungsinstrumente und merkte, daß er zitterte. Ich habe es zweimal geschafft, sagte er sich.

Aber darin war kein Trost. Er wußte, daß er am Ende seiner Kraft war.

Die Strömung entfernte sich vom linken Ufer und zog gegen die Biegung nach rechts. Der Fluß war hier schmäler, reißender, und die Oberfläche glitzerte, wo konvergierende

Strömungen zusammentrafen und Wellen badeten, von denen unruhige Riffelungen ausgingen. Die Wolken waren aufgerissen, und gleißendes, klares Sonnenlicht badete die Landschaft. Joao schätzte die Entfernung, und als sie ihm richtig schien, brachte er die Rotoren für einen Schrägstart in Position, um

Treibstoff zu sparen und die Tragfähigkeit der Luft auszunützen. Er holte tief Atem, schaltete die Zündung ein und zählte.

Die Motoren knallten und spuckten, brüllten auf. Die Kapsel begann Fahrt zu machen und tanzte über die kleinen Wellen. Sie war rechtslastig und blieb es noch, als der Drehzahlmesser in den mittleren Bereich kletterte.

Ich werde sie nie hochkriegen, dächte Joao.

Er spähte voraus. Die Kapsel war jetzt durch die Biegung und hielt direkt auf die Felsen zu. Sie waren nicht weiter als einen Kilometer stromab, und die Schlucht, die der Fluß in Jahrtausenden hineingesägt hatte, war nun deutlich zu sehen – eine dreißig oder vierzig Meter breite Kerbe, wie mit einer gigantischen Axt durch den Granitsockel der Hügelkette gehauen. Nackte, ausgehöhlte Felswände drängten das Wasser in einer tobenden, schäumenden Hölle zusammen.

»Heilige Maria!« flüsterte Joao.

Rhin packte verzweifelt seinen Arm. »Zum Ufer!
Du mußt zum Ufer.«

»Wir können nicht«, sagte Joao. »Es gibt keinen anderen Weg.«

Er preßte die Zähne aufeinander und gab Vollgas.

Die Kapsel rauschte über das Wasser, begann sich herauszuheben, kam frei, berührte noch einmal mit beiden Schwimmern die Oberfläche ...

Die Motoren stotterten, knallten, blieben stehen. Das hohe Pfeifen der Rotorturbinen sank wie ein Si-

renenten durch die Oktaven. Joao starre auf das rote Licht der Warnlampe.

»Aus«, sagte er dumpf. »Kein Treibstoff.«

Er blickte hinaus, sah, plötzlich etwas wie triefende Lianen vor der Schlucht über dem Wasser hängen.

»Wieder ein Netz!« kreischte Rhin.

Joao sah das Netz mit einem traumähnlichen Gefühl von Unbeteiligtsein, wußte, daß es kein Ausweichen gab. Die Kapsel machte noch immer schnelle Fahrt, rauschte durch einen trägen Wasserwirbel, traf das Netz, zog es, spannte es, zerriß es. Joao wurde vorwärts in seine Gurte gepreßt, als die Kapsel bremste und ihre Nase zum Wasser neigte. Dann gab es einen Ruck, die Kapsel richtete sich wieder auf und glitt mit der Strömung weiter. Das Brüllen des Wassers erfüllte die Kabine.

Joao zog sich hoch und blickte umher. Die Kapsel schwamm mit nur geringer Schlagseite und kreiselte. Aber seine Augen interpretierten die Bewegung als ein langsames Rotieren der Welt um ihn selbst – dunkle Felsen, braunes Wasser, grüne Wand des Dschungels, Wasser, Dschungel, Felsen, Wasser, Dschungel, Felsen.

Dann glitt die Kapsel mit zunehmender Geschwindigkeit in eine glasige, abwärtsschießende Strömung und knirschte gegen das erste Felsbollwerk der Schlucht. Ein grelles Kratzen und Reißen von Metall schnitt durch das dumpfe Brüllen des Wassers.

Rhin kreischte etwas, das in der Geräuschlawine

unterging.

Die Kapsel prallte von den Felsen ab, wurde herumgewirbelt und von der entfesselten Gewalt über zwei ineinander übergehende Stufen explosiv brodelnder Strömung hinabgerissen. Metall ächzte und stöhnte. Die Kapsel verschwand unter spritzender Gischt, bekam Auftrieb und schoß in einem stampfenden, schaukelnden Delirium von Bewegung seitwärts.

Ein dumpf pulsierendes Donnern wie von Ozeanbrandung gegen Felsen betäubte Joao. Er sah eine naß glänzende, dunkle Felsbank unmittelbar voraus, vom Wasser poliert und gerieft. Die Kapsel krachte gegen sie, wurde zurückgeworfen. Und Joao sah sich aus seinen Gurten gerissen am Boden, verstrickt mit Rhirts Armen und Beinen. Er umfaßte seinen Sitz und klammerte sich daran fest. Er starrte in ungläubigem Schock, als das Kabinendach mit einem Kreischen von Metall abriß und verschwand. Er sah die linke Tragfläche gegen einen Felsen stoßen und wie Papier zerknittern. Gischt und Spritzer waren über ihm, durchnäßten seine Kleider und machten das Atmen schwierig. Die Kapsel wurde nach rechts gerissen. Ein blauer Streifen Himmel, eingegrenzt von ausgehöhlten dunklen Wänden, kreiste wie verrückt über ihm.

Joao dachte: Wir werden es nicht schaffen. Niemand kann dies überleben.

Rhin umklammerte seine Mitte mit beiden Armen, und er hörte ihre von Angst entstellte Stimme in sei-

nem linken Ohr: »Bitte mach, daß es aufhört; bitte mach, daß es aufhört.«

Joaо sah die Nase der Kapsel hochkommen und hinabschlagen, sah weißes Wasser und Schaum vorbeikochen, wo das Kabinendach gewesen war. Er sah ein Sprühgewehr im brodelnden Fluß verschwinden und verkeilte sich fester zwischen den Sitzen und dem Armaturenbrett. Ein harter Stoß wirbelte die Kapsel herum, und er sah direkt über sich Chen Lus Arme um die Sitzlehne geklammert.

Chen Lu fühlte das donnernde Tosen des Wassers wie einen direkten Kontakt zu seinen Nerven; es stampfte in unkontrolliertem Rhythmus durch ihn, fordernd und drängend, beherrschte seine Welt, erinnerte ihn, daß die Zeit gekommen war.

Rhin preßte ihr Gesicht gegen Joaos Brust. Sie wollte nichts sehen, nichts hören. Alles war der heiße Geruch von Joaos Körper und verrückte Bewegung. Auf. Nieder. Auf. Nieder. Auf. Nieder. Ein Stakkato von Stößen schüttelte sie, als die Kapsel eine Waschbrettstrecke von Stromschnellen hinunterschoß.

Joaos ganzes Bewußtsein war auf die schreckliche Intensität des Sehens konzentriert. Gischt und schwarze Felshöhlen, ein tobender Mühlgang von Stromschnellen, feuchtes, grünes Moos über triefenden, geschliffenen Klippen.

Ein glatter brauner Wasserrücken schwoll neben der Kapsel an. Joao fühlte, wie sie mit einer täuschend sanften, gleitenden Bewegung hinaufgehoben

wurde, sah den Fluß jenseits ins Leere schießen.

Mehr hält sie nicht aus, sagte er sich.

Die Nase kippte abwärts, die Kapsel wurde schneller und schneller. Joao stemmte sich gegen das Armaturenbrett. Er sah den grünbraunen Wasserschwall über irgendeinem Hindernis heranrasen, dann schoß die Kapsel hinein. Ein berstender Stoß, ein Krachen. Gischt und schäumendes Wasser überschütteten Joao, die Kapsel drehte sich sonderbar langsam in abenteuerlicher Schräglage, wurde mit einem Ruck weitergerissen.

Joao sah Wolken von Gischt unter sich, brodelndes Wasser im Halbdunkel. Das Tosen steigerte sich zu ohrenbetäubender Intensität.

Die Kapsel schoß hinunter und durch.

Grünliche Dunkelheit und Wasser stürzten in Kaskaden in die Kabine. Es gab ein Kreischen von Metall. Joao fühlte den Heckteil herunterkrachen, sah Wasser aus der aufgerissenen Seite der Kabine strömen und nahm undeutlich wahr, daß Chen Lus Arme von der Rückenlehne seines Sitzes verschwunden waren. Sein rechter Arm schmerzte unter den harten Stößen, mit denen die Kapsel von der Strömung über weitere unsichtbare Felshindernisse gerissen wurde.

Grelles Sonnenlicht!

Joao reckte seinen Kopf und blinzelte in die plötzliche Helligkeit. Er starnte an den abgerissenen Turbinengehäusen vorbei die Schlucht aufwärts. Der donnernde Lärm überwältigte ihn. Er sah die stürzenden Wassermassen und dachte benommen: Sind

wir wirklich da durchgekommen?

Er fühlte Wasser um seine Beine, wandte sich um und erwartete ein weiteres verrücktes Abwärtstau-meln durch neue Katarakte. Aber da war nur ein wei-tes Becken – dunkles Wasser ringsum. Es absorbierte die Turbulenz der Schlucht, und all die Gewalt der stürzenden Wasser zeigte sich nur in glänzenden Blasen und einem ständigen Aufwallen und Ausbrei-ten und Abfließen.

Die Kapsel schwankte unter ihm, als er aufstand. Joao taumelte im Wasser, hielt sich am Armaturen-brett und starre stumpfsinnig auf die verbliebene Tragfläche, die wie ein Ausleger an der Oberfläche schwamm. Sein Blick wanderte weiter, und er ent-deckte, daß Chen Lu nicht mehr in der Kabine war.

Er blinzelte in die Lichtspiegelungen der Wasser-fläche, aber da war nichts.

Er krächzte: »Chen Lu ist über Bord gegangen!«

Er versuchte sein Gefühl von geistesabwesender Benommenheit abzuschütteln. Es gab zu tun, aber er wußte nicht, was. Den Chinesen suchen? Sie würden nur noch seine Leiche finden, wenn überhaupt etwas von ihm übriggeblieben war. Die Kapsel flottma-chen? Das schien einleuchtend. Er blickte zur Seite und sah, daß Rhin auf ihren Sitz gestützt neben ihm stand.

»Chen Lu ist tot«, sagte er.

Sie schien kaum hinzuhören. »Gott sei Dank, wir haben es überstanden«, flüsterte sie. Sie ließ sich in ihren Sitz fallen, und ihre Spannung löste sich in ei-

nem Tränenausbruch.

Joaó hörte ein metallisches Gurgeln und sah die rechte Tragfläche langsam unter die Oberfläche sinken.

Mit einem seltsamen Gefühl von Heiterkeit begriff er nun, daß sie noch am Leben waren. Aber Chen Lu war tot, und die Kapsel starb in diesem Augenblick.

»Wir müssen ‘raus, Rhin«, sagte er. »Die Kapsel sinkt. Wir haben ihnen eine gute Schau für ihr Geld geboten, aber jetzt ist die Vorstellung aus.«

Er kletterte auf seinen Sitz, setzte einen Fuß auf den Rand der Kabine und beobachtete die Umgebung. Ein feuchtkalter Sprühnebel war in der Luft. Er sah, daß sie langsam vom Ausgang der Schlucht abgetrieben wurden.

Etwa hundert Meter flußab schob sich eine baumlose kleine Halbinsel wie ein Finger ins Becken. Sie war flach und verschilft, und hinter ihr stand eine hohe Wand von Bäumen.

Rhin stand auf und folgte seinem Blick. »Ich könnte zu der Landzunge dort hinüberschwimmen«, sagte sie mit einer Stimme, die fast normal war. »Wie ist es mit dir?«

Joaós Blick machte Schleifspuren am schlammigen Ufer unter dem Schilfgras aus, und er schüttelte seinen Kopf.

»Ich sehe Zeichen von Jacares«, sagte er. »Von Alligatoren. Besser, wir bleiben in der Kapsel, solange wir können.«

Das genügte, um Rhin wieder an den Rand der Pa-

nik zu bringen. Sie packte seinen Arm und sah ihn flehend an. »Bitte, Joao«, flüsterte sie, »wir werden nicht untergehen, nicht wahr?«

»Vielleicht nicht, wenn wir stillhalten«, sagte Joao. »Anscheinend ist irgendwo unter uns Luft eingeschlossen, sonst würde die Kapsel nicht mehr schwimmen.«

»Ich sehe hier nichts von – von ihnen«, sagte Rhin.

»Sie werden nicht lange auf sich warten lassen«, murmelte Joao grimmig. Er beobachtete die kleine Halbinsel. Das sich im Becken verteilende Wasser der Katarakte bewegte die Kapsel langsam darauf zu, bis nur noch wenige Meter die halb untergetauchte Tragfläche vom Schlamm des Uferstreifens trennten.

Wo sind die Jacares? fragte er sich.

Nachdem er noch eine Weile gewartet und beobachtet hatte, sagte er: »Näher werden wir nicht kommen. Du zuerst, Rhin. Bleib auf der Tragfläche, solange du kannst.« Er wollte ihr hinaushelfen und bemerkte erst jetzt, daß er seinen linken Arm nicht gebrauchen konnte. Jedes Zupacken löste einen höllischen Schmerz im Unterarm aus. Gebrochen, dachte er. Er zog Virhos Pistole aus seiner Tasche und beobachtete die Umgebung, während Rhin auf die Tragfläche hinausstieg, die unter ihrem Gewicht weiter undersank, bis sie den schlammigen Grund berührte. Rhin rutschte hinunter, richtete sich auf und platschte durch Wasser und Schlamm zum Ufer, bei jedem Schritt bis zu den Knien im weichen Unter-

grund versinkend.

Joao warf das einzige Sprühgewehr, das ihnen geblieben war, ins Schilfgras der Landzunge, dann folgte er ihr hinüber.

Sie standen beisammen und starrten unschlüssig zum Dschungel, über das Wasser.

Rhin sagte: »Könnten wir vielleicht mit ihnen verhandeln?«

Joao hob das Sprühgewehr auf und sagte: »Ich glaube, dies ist das einzige Argument, das wir haben.« Er wandte sich um und betrachtete die Überreste der Kapsel. Sie lag halb untergetaucht, mit der Tragfläche im Schlamm verankert. Braunes Wasser leckte um das Metall.

»Sollten wir nicht sehen, ob wir etwas Proviant herausholen können?« fragte Rhin.

»Ich glaube, die Kiste ist verlorengegangen«, sagte Joao. »Ich sah sie nicht, als ich nach Chen Lu Ausschau hielt.«

»Er ist tot, nicht wahr?« sagte sie geistesabwesend. »Ein seltsamer Mann ... Ich konnte ihn nicht leiden; vielleicht habe ich ihm Unrecht getan.« Sie blickte zu Joao auf. »Was tun wir jetzt?«

»Eine gute Frage«, sagte Joao. »Ich fürchte, wir werden von hier nicht weitergehen. Dies ist die Endstation, Rhin.«

Ihre Augen weiteten sich entsetzt. »Aber ... aber wir müssen hier ‘raus!« sagte sie. Ihre Hände begannen zu zittern. »Wenn wir nicht auf dem Fluß bleiben können, müssen wir eben zu Fuß gehen ...«

»Drei- oder vierhundert Kilometer durch Urwald und Sertao?« sagte er rauh. »Geschwächt wie wir sind, ohne Hilfsmittel, ich mit gebrochenem Arm – es wäre eine mühselige Art von Selbstmord. Und unsere Freunde ...« Er blickte zur Mauer des Dschungels.

»Dein Arm ist gebrochen?«

»Ja«, sagte er. »Sieh zu den Bäumen.«

Sie wandte sich um, sah hin und her flitzende Bewegungen im Schatten der Waldkulisse. Wind bewegte die Blätter, und die Gestalt eines Indianers trat heraus. Schwarze Augen glitzerten unter den gerade abgeschnittenen Stirnfransen. Rote Streifen von Achiote waren auf seinen Wangen, und rote Papageienfedern entragten einer Umwicklung seines linken Oberarmmuskels. Er trug eine Schambinde, und von seiner rechten Schulter hing ein Beutel aus Affenfell.

Die bemerkenswerte Genauigkeit der Nachahmung täuschte Rhin einen Moment, dann erinnerte sie sich an das Skelett des falschen Indios in Joaos Transporter und an die graue, flatternde und krabbelnde Welle, die das Lager unter sich begraben hatte, und sie wandte sich in verzweifelter Angst zu Joao.

»Bitte, bitte erschieß mich! Laß nicht zu, daß sie mich lebendig fangen.«

Er sah die glitzernden, unverkennbaren Facettenaugen des Indianers, sah in Rhins Gesicht. Er wollte die Pistole wegwerfen und davonlaufen, aber seine Muskeln verweigerten den Gehorsam.

»Wenn du mich liebst«, bettelte sie. »Bitte.«

Er hatte dem Flehen in ihrer Stimme nichts entgegenzusetzen. Die Waffe kam wie von selbst hoch.

»Ich liebe dich, Joao«, flüsterte sie, und schloß ihre Augen.

Joao war von Tränen geblendet. Er sah ihr Gesicht durch einen Schleier. Ich muß, dachte er. Gott helfe mir – ich muß. Sein Finger krampfte sich um den Abzug.

Die Pistole krachte, stieß hart in seine Handfläche.

Rhin taumelte zurück, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen. Ihr Körper beschrieb im Fallen eine halbe Drehung und fiel mit dem Gesicht ins Schilfgras.

Joao wandte sich weg, unfähig, den Anblick zu ertragen. Er starnte auf die Pistole in seiner Hand, bis ihn eine Bewegung bei den Bäumen aufmerken ließ. Er zwinkerte die Tränen aus seinen Augen und sah eine Reihe von Gestalten im Gänsemarsch aus dem Wald kommen. Da waren solche wie die Sertao-Indios, die ihn mit seinem Vater entführt hatten ... mehr Urwaldindianer ... die Gestalten von Thome und Tatarana ... ein weiterer Weißer, dünn und in einem schwarzen Anzug, das Haar silbrig glänzend.

Mein Vater! dachte Joao. Sie kopieren sogar meinen Vater!

Er hob die Pistole und drückte die Mündung gegen seine linke Brustseite. Er fühlte weder Zorn noch Enttäuschung, nur eine große Trauer, als er abdrückte.

Dunkelheit schlug ihn nieder.

Es gab einen Traum, daß er getragen wurde, einen Traum voller Tränen und heftiger Proteste, einen Traum von Trotz und Ablehnung.

Joao erwachte bei gelbem Lichtschein und der Gestalt, die nicht sein Vater sein konnte. Sie beugte sich über ihn, streckte ihre Hand aus und sagte: »Dann untersuche meine Hand, wenn du nicht glauben willst!«

Es kann nicht mein Vater sein, dachte Joao. Ich bin tot ... er ist tot. Sie haben ihn nachgeahmt ... eine Kopie, weiter nichts.

Ein betäubender Schock ging durch Joaos Bewußtsein.

Wie bin ich hier? dachte er verwirrt. Er suchte in seinen Erinnerungen und sah, wie er Rhin mit Virhos alter Donnerbüchse getötet und die Waffe dann gegen sich selbst gerichtet hatte.

Etwas regte sich hinter der Gestalt, die nicht sein Vater sein konnte. Joao spähte hin und machte ein riesiges Gesicht aus, wenigstens zwei Meter groß. Es war ein beängstigendes, ein schreckliches Gesicht, mit ungeheuren Augen, die Pupillen in Pupillen hatten. Das Gesicht bewegte sich wieder, und Joao sah, daß es nicht dicker als zwei Zentimeter sein konnte. Die furchteinflößenden Augen betrachteten seine Füße.

Joao zwang sich/seinen Kopf zu heben und seinen Körper anzusehen. Ein Blick, und er ließ den Kopf zurückfallen. Ein Schauer von Entsetzen durchlief ihn. Wo seine Füße hätten sein sollen, hatte er einen

schäumenden grünen Kokon gesehen. Joao hob seinen linken Arm mit der klaren Erinnerung, daß er gebrochen war, als er ihn zuletzt gesehen hatte. Aber der Arm kam ohne Schmerzen hoch, und Joao sah, daß seine Haut die gleiche blaßgrüne Farbe wie dieser abstoßende Kokon hatte.

»Sieh meine Hand an!« befahl die Gestalt des alten Mannes neben ihm. »Ich verlange es!«

»Er ist nicht ganz wach.«

Es war eine dröhnende, hallende Stimme, die die Luft ringsum erzittern ließ, und es schien Joao, daß sie ihren Ursprung irgendwo hinter diesem Riesengesicht hatte.

Was für ein Alptraum ist dies? fragte er sich. Bin ich in der Hölle?

Mit einer plötzlichen, heftigen Bewegung ergriff Joao die dargebotene Hand.

Sie fühlte sich warm an – menschlich.

Tränen überfluteten seine Augen. Er dachte nicht daran, sie wegzuwischen. Es gab dringendere Dinge. Die Hand fühlte sich echt an ... seine Tränen fühlten sich echt an.

»Wie kann dies sein?« flüsterte er.

»Joao, mein Sohn«, sagte seines Vaters Stimme.

Joao schaute in das vertraute Gesicht auf. Es war sein Vater, kein Zweifel, bis zur feinsten Runzel im Augenwinkel. »Aber ... dein Herz«, sagte Joao.

»Meine Pumpe«, sagte der alte Mann. »Sieh her.« Er entzog ihm die Hand, schlug seine Jacke zurück und öffnete sein Hemd. Eine ölig aussehende gelbe

Oberfläche pulsierte dort. Ihre Ränder schienen durch irgendeine gummiartige Substanz mit der Haut verbunden zu sein.

Joao sah die haarfeine Schuppenstruktur der Oberfläche, die vielen Einzelkörper darunter, die das Pulsieren zu erzeugen schienen. Er schauderte zurück.

Also war es eine Nachahmung, einer von ihren Tricks.

Der alte Mann schloß Hemd und Jacke, und Joao konnte nicht umhin, den fröhlich-verschmitzten Ausdruck der Augen zu erkennen. Sie waren nicht facettiert, diese Augen.

»Die alte Pumpe versagte, und sie gaben mir eine neue«, sagte sein Vater. »Sie teilt mein Blut und lebt von mir. Sie wird mir noch ein paar nützliche Jahre geben. Was, glaubst du, werden unsere Mediziner dazu sagen?«

»Du bist es wirklich!« keuchte Joao.

»Bis auf die Pumpe«, sagte der alte Mann. »Aber du, du einfältiger Dummkopf! Was hast du aus dir und dieser armen Frau gemacht.«

»Rhin«, flüsterte Joao.

»Eure Herzen und Teile eurer Lungen hast du herausgeblasen«, sagte sein Vater. »Sie mußten euch zweien nicht nur neue Herzen, sondern ganz neue Blutsysteme geben!«

Joao hob seine Hand und starrte die grüne Haut an. Er war verwirrt. Alles nahm sich wie ein seltsamer Traum aus, eine phantastische Verirrung in unwirkliche Bereiche.

»Sie kennen medizinische Methoden und Tricks, von denen wir uns nichts träumen lassen«, sagte sein Vater. »Seit meiner Kindheit war ich nicht so aufgeregt. Ich kann kaum erwarten, zurückzugehen und den Leuten zu zeigen ... Joao! Was hast du?«

Joao stemmte seinen Oberkörper hoch. Sein Gesicht zuckte. »Wir sind nicht mehr menschlich!« brach es aus ihm hervor. »Wir sind keine Menschen mehr, wenn ...«

»Oh, sei still!« sagte sein Vater.

»Wenn das so ist, haben sie die Kontrolle!« ächzte Joao. Er zwang seinen Blick zu dem Riesengesicht hinter seinem Vater. »Sie werden uns regieren!«

Er sank keuchend zurück.

»Wir werden ihre Sklaven sein«, flüsterte er.

»So ein Unsinn«, dröhnte die fremde Stimme.

»Er hatte immer einen Hang zum Dramatischen«, sagte der ältere Martinho. »Dieses scheußliche Blutbad, das er dort draußen am Fluß angerichtet hat! Natürlich warst du daran nicht ganz unschuldig. Wenn du nur auf mich gehört und mir vertraut hättest.«

»Nun haben wir eine Geisel«, grollte das Gehirn.

»Nun können wir dir vertrauen.«

»Ihr hattet eine Geißel, seit ihr diese Pumpe in mich stecktet«, sagte der alte Mann.

»Ich verstand nicht den Wert, den ihr der individuellen Einheit beimeßt«, sagte das Gehirn.

Joao versuchte hinter das Riesengesicht zu sehen, wo die Stimme ihren Ursprung hatte. Er sah eine grünliche Masse von ungefähr vier Metern Durch-

messer, die mit einem pulsierenden gelben Sack verbunden war. Flügellose Insekten krabbelten auf ihr herum, verschwanden in den zahlreichen Spalten und Furchen, die unregelmäßig die Oberfläche durchzogen, kamen wieder zum Vorschein. Das Gesicht über dieser Masse wurde von Dutzenden fleischig aussehender Stengel getragen.

Die Realität der Situation begann Joaos Schock zu durchdringen.

»Rhin?« flüsterte er.

»Deine Begleiterin ist in Sicherheit«, dröhnte das Gehirn. »Verändert wie du, aber sicher.«

Joao hatte den Eindruck, daß die Stimme aus dem pulsierenden gelben Sack kam.

»Ich sehe, daß deine Aufmerksamkeit unserer Methode gilt, der Bedrohung durch euch zu begegnen«, sagte das Gehirn. »Dies ist unser Gehirn. Es ist verwundbar, aber stark.«

Joao unterdrückte ein Schaudern.

»Sag mir«, fuhr das Gehirn fort, »was ein Sklave ist.«

»Ich bin jetzt ein Sklave«, flüsterte Joao. »Ich bin dir hörig. Ich muß dir gehorchen, oder du kannst mich töten.«

»Aber du versuchtest selbst, dich zu töten«, sagte das Gehirn. »Ein Sklave ist einer, der für einen anderen Reichtum produzieren muß. Es gibt nur einen wahren Reichtum in dieser Welt. Ich habe dir etwas davon gegeben. Ich habe deinem Vater und deiner Begleiterin davon gegeben. Und deinen Freunden.

Dieser Reichtum ist Lebenszeit. Zeit. Seid ihr Sklaven, weil wir euch mehr Zeit zum Leben gegeben haben? Wir haben euer aller Leben geschont und verlängert. Das macht uns zu euren Sklaven, nicht wahr?«

»Was nehmt ihr als Gegenleistung dafür?« fragte Joao.

»Aha! Das ist dieses Ding, das Geschäft genannt wird, und das ich nicht verstand. Dein Vater wird bald fortgehen, um mit den Männern seiner Regierung zu sprechen. Er ist unser Mittler. Er gibt uns seine Zeit. Er ist genauso unser Sklave, nicht wahr? Wir sind durch die Bande gegenseitiger Sklaverei miteinander verbunden. Diese Bande können niemals gelöst werden, gleichgültig wie sehr du es versuchen würdest.«

»Es ist sehr einfach, sobald du die Interdependenz verstehst«, sagte Joaos Vater.

»Sobald ich was verstehe?«

»Einige von unserer Art lebten einmal in Gewächshäusern«, rumpelte die Stimme des Riesengesichts. »Ihre Zellen erinnerten sich an die Erfahrung. Du weißt natürlich über Gewächshäuser Bescheid.«

Das Gesicht blickte zum Höhleneingang. »Das dort draußen ist auch ein Gewächshaus. Um das Leben darin zu erhalten, bedarf es eines sorgfältig ausgewogenen Gleichgewichts. Das Leben im Gewächshaus Erde hat sich in Millionen Jahren entwickelt. Ohne die Arbeit der Drahtwürmer und Bodenbakterien würde das Savannengras im Sertao abster-

ben – mit der Zeit. Und nicht nur dort. Ohne die Arbeit der Insekten und anderer Lebensformen, ohne die Substanzen, die von ihnen produziert werden, würde eure Lebensform zugrunde gehen. Unterbrecht ihr die Kette der gegenseitigen natürlichen Abhängigkeit an irgendeiner Schlüsselstelle, so müssen alle sterben. Je mehr verschiedene Lebensformen es gibt, desto mehr Leben kann die Erde erhalten. Das gesunde Gewächshaus muß viele Lebensformen erhalten.«

»Sie haben mir Beweise gegeben, die ich mitnehmen werde«, sagte Joaos Vater. »Niemand kann an ihnen zweifein. Wir müssen aufhören, Insekten zu vernichten und durch künstliche Züchtungen zu verändern.«

»Und anfangen, ihnen die Herrschaft zu überlassen?« flüsterte Joao. »Ist es das?«

»Du redest Unsinn«, dröhnte das Gehirn. »Wir sagen, ihr müßt aufhören, euch selbst zu vernichten. In der Heimat deines Freundes Chen Lu, der unglücklicherweise das Leben verlor, hat man den Fehler begriffen und angefangen, das natürliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Es wird sich zeigen, ob die Bemühungen Erfolg haben werden. Hier ist es notwendig, die gleiche Einsicht zu verbreiten, bevor es zu spät sein wird.«

»Aber ihr werdet unsere Herren sein«, sagte Joao. Und er dachte: Rhin ... Rhin, wo bist du?

»Wir werden die Unvernunft überzeugen und ein neues Bewußtsein herstellen«, sagte das Gehirn. »Es

wird interessant sein, die Reaktion der Menschen zu sehen. Aber wir können über diese Dinge später diskutieren. Du darfst dich frei bewegen, und du kannst es unbesorgt tun; du bist gesund. Aber komm mir nicht zu nahe. Meine Pfleger werden das nicht erlauben. Geh hinaus an die Sonne. Laß die Sonne an deiner Haut und am Chlorophyll an deinem Blut arbeiten. Und wenn du zurückkommst, sage mir, ob die Sonne deine Sklavin ist.«

Als nächstes Terra-Taschenbuch erscheint:

DIPLOMAT DER STERNE

von Keith Laumer

Sechs neue Planetenabenteuer mit James Retief, dem Diplomaten der Galaxis

James Retief, der Krisenspezialist des CDT, des Corps Diplomatique Terrestrienne, greift wieder ein. Schauplätze seiner Aktionen, die vielen Regeln der interstellaren Diplomatie und allen Regeln der interstellaren Bürokratie des 30. Jahrhunderts widersprechen, sind diesmal

YILL – der Planet der protokollbewußten Eingeborenen

ADOBE – der Planet der mörderischen Sportsfreunde

LOVENBROY – der Planet, der Erntehelfer braucht

FUST – der Planet mit dem Teenager-Problem

GROAC – der Planet, der etwas zu verbergen hat

PETREAC – der Planet des Klassenkampfes

Unter dem Titel DIPLOMAT DER STERNE erscheint in der Reihe der TERRA-Taschenbücher der sechste Band mit Retief, dem beliebten SF-Helden. Die vorangegangenen Bände tragen die Titel DIPLOMAT DER GALAXIS (Band 115), DIPLOMAT UND REBELL VON TERRA (Band 159), DIPLOMAT DER GRENZWELTEN (Band 176), DER DRA-CHENTÖTER (Band 183) und DER MANN VOM CDT (Band 200).

Terra-Taschenbuch Nr. 226 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.